

Gemeinde-Blatt

für

Wellingsbüttel (Kirchspiel Bramfeld)

Januar

„Herr, du hast Worte des ewigen Lebens.“ Joh. 6, 68.

1938

Zum neuen Jahre

So schließe denn, Herr Jesu, du,
aus Gnaden selbst die Tore zu,
leg drauf die Friedenshände, —
Lösch aus der Erde mir Gesicht,
leucht uns mit deinem Angesicht
zur selgen Jahreswende! —

Wolte.

„Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht; was können mir Menschen tun? — Ich habe dir, Gott, gelobt, daß ich dir danken will, denn du hast meine Seele vom Tode errettet, meine Füße vom Gleiten, daß ich wandle vor Gott im Licht der Lebendigen.“ Psalm 56, 12—14.

Wenn in der Silvesternacht alle Glocken zu klingen beginnen, packt uns etwas an und wir werden einen Augenblick still.

Es ist aber auch oft genug so, als fürchteten sich die Menschen vor dieser Stille, die ihnen ans Herz will. Und dann senkter sie an zu lärmern.

Solche Wirkungen hat jener Einschnitt: Der 31. Dezember 12 Uhr nachts. Warum? Wir spüren alle irgendwie, daß wir in einer Bewegung und einem Fluß stehen. Wir kommen irgendwo her und gehen irgendwo hin. Die Hauptsache in dieser Bewegung haben wir nicht in der Hand: den Anfang unseres Lebens nicht, und das Ende auch nicht. Aber einer hat es in der Hand: Gott! Mitten in der Zeiten Flucht sagen wir: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Du hast das Kommando.“ Und wir sind dankbar und froh, daß es so ist.

Für wieviel haben wohl die Tausende von Leibern dieser Zeiten nicht alles zu danken! Wüßten wir nicht auch sagen: „... daß ich wandle vor Gott im Lande der Lebendigen!“ „An wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet“ — Vielmehr als wir wissen.

Das gilt für unsere Kinder, für uns selbst, für unsere Jugendtage, es gilt auch für Krankheiten, die wir durchgemacht, für Versuchungen und Gefahren mancherlei Art, die wir überstanden haben. Es ist keiner unter uns, der nicht wenigstens etwas davon wüßte, daß Gott ihn behütet hat.

Wenn wir zu Neujahr uns darauf besinnen, daß unser Leben nicht ausgeliefert ist an ein totes Schicksal, nicht abhängig ist von der Laune eines Zufalls, sondern in Gottes Händen war und ist und bleiben wird, dann singen wir Danklieder und verstehen, warum unsere Neujahrsklieder auf den Ton des Dankens gestimmt sind und so frei und fröhlich klingen.

Aber wie wollen wir Gott danken? Merkwürdig, wir können das eigentlich nur auf eine bestimmte Weise tun. Wenn wir uns recht besinnen, nur dadurch, daß wir auf ihn unser ganzes Vertrauen setzen, ihm unser Leben übergeben. Das fühlt ja auch der alte Sänger des 56. Psalms. Darum jagt er: „Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht. Was können mir Menschen tun?“ — Dieses Bekenntnis ist kein Dank. Anders können auch wir nicht Gott danken als dadurch, daß wir ihm die Ehre geben, die ihm zukommt. Daß wir ja nicht in den starken und schönen Stunden unseres Lebens anfangen zu prahlen mit unserer unverwundlichen Kraft. Denn das wäre falscher Zauber. „Brahst du gleich mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen, — ach die Rosen welken all.“ — Aber auf Gott hoffe ich, und fürchte mich nicht. Als sein Geschenk nehme ich die Tage meiner Kraft und Freude.

Und nun gehen wir hinein in ein neues Jahr. Wir wissen, daß es Gottes Wille ist, daß wir alle unsere Kraft einsetzen in dieser Welt und sie ganz geben für die großen Aufgaben des Lebens. Aber vergessen wir darüber das eine, daß wir vor Gott verantwortlich sind, daß er uns die Aufgaben und die Kräfte gibt, dann werden wir uns mit aller unserer Tatenfreude schließlich in der Wüste verlieren. Ueber allem steht Gott, und nur sein Ja gibt Segen.

Wir können ihm nur so danken, daß wir auf ihn unseren Blick richten in Freude und Leid, in Kraftgefühl und Ohnmacht, in Gesundheit und Krankheit, in Leben und Sterben. Dann liegt in seinem Licht, was gewesen, in seinem Licht, was kommt. Und wir wandeln vor ihm im Licht der Lebendigen immerdar.

„Das alles willst du geben,
O meines Lebens Leben,
Mir und der Christen Schare
Zum selgen neuen Jahre!“

Georg Christianen.

Nimm mich mit!

Ein Wanders zum neuen Jahr

Es war ein kleines, etwas altmodisches Bilderbuch. Heute wundert mich, daß wir Kinder es so liebten. Gar nichts Besonderes war darin, keine verklebten und sprechenden Tiere, keine wilden Menschen aus fernem Ländern. Auch Texte enthielt es nicht, nur Abbilder der uns täglich umgebenden Dinge. Da waren Gegenstände aus Küche und Haus, Garten und Hof, Blumen und Pflanzen, Bäume und Häuser; alles in einer schlichten klaren Art der Zeichnung und Farbgebung, so daß das Bild der Dinge uns wohl in diesem Bildein zuerst bewußt entgegentrat. Unwillkürlich begannen wir, die Linien nachzuzeichnen. Das Buch hieß „Nimm mich mit“. Klein und schmal, wie es war, fiel es mir freilich gut mitnehmen. Es ist uns so etwas wie ein Schlüssel zu den sichtbaren Dingen der Welt geworden. Gerade weil es so einfach war und in seinen knappen Linien etwas vom Wesen der Dinge selbst eingefangen hatte.

Es war vielleicht ein kleiner Abteiler des „Orbis pictus“, der „Welt in Bildern“ jenes riesigen uraltten Holzschnittes in Baders Studienstube, den wir mehr als alle Bilderbücher liebten, weil er etwas von den Geheimnissen der Welt ahnen ließ. Aber er war groß und schwer wie Eisen und ließ sich keineswegs mitnehmen. Doch das kleine Buch ging mit uns und öffnete uns die Augen, daß wir die Geheimnisse der Welt in den nächsten kleinsten Dingen, in Blumen und Blättern erspürten. So ist mir der Titel „Nimm mich mit“ lieb und unvergessen geblieben.

Später habe ich auch einmal ein kleines Buch bekommen. das „Nimm mich mit“ zu mir sagte. Gewiß, die Bibel, die groß und schwer auf dem Bücherbrett stand, war mir nicht fremd. Wir waren gelehrt worden, in ihr zu lesen. Aber sie blieb doch mehr im Hintergrund. Und nun kam das kleine Buch, verführte mit seiner handlichen Form, seinem biegsamen Deckel dazu, es einzukleben und mitzuführen und dann irgendwo, wo es still und einsam war, es aufzuschlagen. Da fing es an zu reden, und war nah und vertraut und lehrte, festlich genug, die längst gewohnten Dinge neu sehen und erkennen. Nun scheint mir, als habe dies kleine Buch eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Buch unserer Kindheit: wie jenes uns die Augen erst erschloß für die uns umgehenden sichtbaren Dinge, die ja auch unser Leben begleiten und gestalten. Was Wahrhaftigkeit und Mut, was Trost und Schuld eigentlich sind, was Barmherzigkeit und Liebe und Gericht, das zeigte in schlichten klaren Linien des Buch. Die überraschendsten Erkenntnisse vermochte es uns aufzutun über das allernächste und doch allerunkannteste Ding: das menschliche Herz. Ich war fast noch ein Kind, als mir die Wahrheit des Bibelwortes: „Des Menschen Herz ist ein trostiges und verzagtes Ding“ ersprechend aufging. Daß man trostig ist, weil man im Grunde an sich selbst verzagt ist; daß man darum verzagt, weil man im Trost alles gewaltsam selber machen will und es doch nicht kann — diese aufdämmernde Erkenntnis wurde der Schlüssel zum Verstehen des eigenen Herzens, und lehrte eigenes Erfahren und Schicksal begreifen und sich darunter beugen. Der kurze Satz birgt in sich ganze Systeme moderner Seelenforschung; nur daß er in die Tiefe weist, an der sie gerne vorbeigehen: daß es der Trost des Herzens gegen Gott ist, der verzagt und damit seelenkrank, was heute mit jederartigen wissenschaftlichen Namen belegt wird und im Grunde doch immer dasselbe meint. Seelenkrankheit ist Fernsein von Gott.

Viele solche Erkenntnisse erschloß das kleine Buch dem sehenden Auge. Aber es gab mehr: Es war zugleich der Schlüssel zum Weg der Heilung, um den heute so viele sich mühen. Immer wieder, wenn ich das Buch aufschlage, zeugen sich die klaren, schlichten Linien, und Verstehen und Hilfe ist da für eigene und fremde Not. Heilung ist bei ihm, noch denn das Buch kündigt: Gott in Christus.

„Nimm mich mit.“ Wir gehen jeden Tag auf die Wanderung; aber wenn wieder einmal die Tore eines neuen Jahres sich aufgetan haben, ein Meisenstein zurückbleibt und wir hinwegblinden auf die Straße, die hier so bald im Nebel verliert, wird es uns doch wieder schärfer und erschreckend bewußt, wie ungewiß Ziel und Weg der Wanderung ist. Da wird es um so wichtiger, daß wir den Schlüssel zu den unsichtbaren Dingen nicht vergessen. Wir haben vor kurzem festlich daran gedacht, daß Luther unserem Volk die deutsche Bibel geschenkt hat. Nun — steht sie wieder auf dem Bücherbrett? Ist sie uns zu groß und zu schwer, um sie im Kuffad mit auf die tägliche Wanderung zu nehmen? Denn hat uns das Feiern nichts geholfen; denn die Bibel ist ein „Nimm mich mit“, sie lehrt sehen und erkennen, öffnet die Augen und weist mit jedem Wort über das Sichtbare, das Tägliche hinaus, über die Not zur Hilfe, über den Alltag zur Ewigkeit.

Aber nur, wenn wir sie mitnehmen, ihr jeden Tag aufs neue lauschen, in ihren Spiegel schauen mit stillem, demütigem Herzen. Dann, nur dann wird sie einmal am Ende des Weges — es mag nahe sein jenseits des verhängenden Nebels, oder in weiter Ferne — der Schlüssel werden zu jener letzten Fahrt.

Ins neue Jahr, in jeden Tag, jede Stunde: „Nimm mich mit!“
E. M. C.

Ein Kolonialoffizier über Mission

Ein Kenner des Lebens aus der Aufbauarbeit in den früheren Kolonien, K. Fischer, ehemaliger Schutztruppen-Offizier aus Deutsch-Südwest, schreibt in seinem Buch „Südwestlicher Offiziere“ von der Ausrüstung der deutschen Missionare:

„Der Missionar, weit höherer Teilnahme wert, als das letzte Jahrhundert ihm spendete, war nicht nur der Prediger unter den Heiden, er war der Bewahrer der Stimmen, die aus Jahrtausenden hamitischer Kultur und Geschichte lechtmalig herüberklangen; er rettete ein Wissen, das sonst auf ewig verloren wäre. Er war es, der die Eingeborenen sprachen bis hin zu den zungenzerbrechenden Idiomen der Hottentotten und Buschleute zu Schriftsprachen erhob und dadurch ihren Untergang hinderte. In den Archiven der Mission sammelte sich das Geistesgut absterbender Völker, aber nur wenig davon drang in die Öffentlichkeit, schwierige Wissenschaft, harmlose Erzählung. Nur die Mission schrieb von der Mission. Kein anderer Schriftsteller griff das Material auf, das darauf wartete, bekannt zu werden. Wie es vergeblich wäre, in einer deutschen Buchhandlung den großen Roman zu finden, der Südwest als deutsches Kolonialland zum Schauplatz hat, denn er wurde nicht geschrieben, so wenig liegt dort das erzählende Schrifttum der Mission aus. Und doch ist es eine schicksalsschwere, sehr ergreifende Lektüre. Die Mission war nicht die fanatische Macht, die Kulturen zerstörte, Schriften verbrannte, mit der Felle der Bekehrung erzwang, das Volk verflante im gekündeten Namen des weißen Heilandes. Die Mission war der Beschützer, Erläuterer, Vermittler der farbigen zwischen zwei Zeiten.“

Der Kalender des Sonntagboten für das Jahr 1938 ist soeben erschienen

Das feine Gewissen

Es war an einem Sonntagnachmittag, so erzählt der bekannte Volksschriftsteller Emil Frommel, als ich zu einem jungen Schwerkranken Volitexturiter gerufen wurde. An der Tür klirrte die Dame des Hauses mich auf: „Unser junger Freund ist der Sohn treuer, frommer Eltern. Die englische Frömmigkeit ist ein wenig anders, als wir sie in Deutschland üben. Der Engländer hält seinen Sonntag völlig frei von irgendwelchen Zerstreungen oder Betätigungen; es war ihm von Haus aus auch gegenwärtig, daß er am Sonntag keinen Sport treiben sollte, aber er konnte leidenschaftlich gern und ist, sich über die Sitten seines Elternhauses hinwegsetzend, gerade am Turngerät verunglückt, gerade heute am Sonntag; er ist abgestürzt und hat sich das Genick gebrochen; er lebt zwar noch, aber seine Stunden sind gezählt. Ich habe nach Ihnen geküßt, weil er sich nach einem Geßlichen lehnte. Können und bereiten Sie ihn zu einem guten Ende.“

Frommel erzählt weiter: So trat ich ins Zimmer und fand einen wohl 25jährigen jungen Mann. Er faßte meine Hand und sprach mit weicher Stimme in gebrochenem Deutsch:

„Ich werde sterben, lieber Herr. Helfen Sie, daß ich selig sterbe. Gott nimmt mich in der Jugend. Ich bin ihm nicht gefolgt, habe auch heute am Sonntag geturnt, und habe doch meinen Eltern in England versprochen, den Sonntag zu heiligen, wie wir es tun. Kann mir Gott diese Sünde vergeben?“

Ich war geßlagen. Wieviel hatte ich am Sonntag getan . . . Und er? Nur geturnt? Aber nicht allein die Uebersetzung des Sonntags, sondern der Bruch des Versprechens, das er den Eltern gegeben hatte, drückte ihn so sehr. Ich sagte ihm nun den vollen Trost der Vergebung. Besonders hielt er sich an den Vers: „So wir uns richten, werden wir nicht gerichtet.“ Schließlich wurde er immer stiller. Sein Auge strahlte. Ein wunderbarer Friede lag über ihm. Ich betete noch mit ihm und segnete ihn ein. Der Tod war wohl nahe.

Kaum war ich aber zu Hause, da wurde ich dringend gebeten, noch einmal zu ihm zu kommen; vielleicht eine dunkle Wolke, eine Aufsehtung: „Wenns ins Schloß geht, bellen die Hunde. Wenns in den Himmel geht, bellen einen noch einmal manche Sünden an, die einem der Teufel dann auf den Hals jagt.“ So hatte mir mein alter Pfarrer gesagt. Als ich wieder an seinem Bett stand, war er bedeutend schwächer und stammelte nur noch leise.

„In meiner Jugend habe ich als Knabe von neun Jahren eine schöne chinesische Tasse vom Dienstinns gestohlen und die Scherben in einer Grube verhorzen. Ein Dienstmädchen, das ohnehin nicht in gutem Rufe stand, wurde deshalb entlassen. Aber diesmal war sie unschuldig. Ach, es läßt mir keine Ruhe. Sie müssen es den Eltern sagen, daß ich es war. Es sind jetzt zwölf Jahre her, aber ich weiß es noch wie heute. Kann mir auch das vergeben werden? Ich möchte nicht mit einer Unwahrheit aus der Welt gehen.“

Mir traten Tränen ins Auge, als er das so herzbeweglich sagte. Mein Gewissen klang mir aufs neue. Wie zart war doch seins. Und ich — und ich?

Zwei Stunden später entschlief er sanft, gereinigt und geheiligt vom Verklagen des Gewissens durch Christi Blut.

Vor vielen Hunderten von jungen Leuten durfte ich an seinem Sarge über das Wort reden vom reinen Herzen, das allein Gott schauen wird . . .

Die Staatszuschüsse für die Kirche

Durch die Julaer Rede des Reichsministers Kerri mit ihren Angaben über die geßlichen Leistungen des Staates für die Kirchen ist das Interesse der Öffentlichkeit erneut auf die Finanzwirtschaft der Kirche gelenkt worden. Aber nicht jeder, der die Ausführungen des Ministers über den der Kirche in Form von Staatszuschüssen und in Form der durch staatliche Stellen eingezogenen Kirchensteuern zugesprochenen Betrag gelesen hat, wird darüber Bescheid wissen, auf welche rechtliche Grundlage die Staatszuschüsse zurückgehen. Schon im frühen Mittelalter wurde in Deutschland der Dienst der Kirche durch Ueberlassung von Land gesichert. So bestimmte etwa Ludwig der Fromme, daß jede Kirche eine von allen Lasten freie Hofe erhalten sollte, um dem Pfarrer, der kein Gehalt bezog, seinen Dienst wirtschaftlich zu ermöglichen. Aus diesen ersten Anfängen sind die verschiedenen Formen kirchlichen Besitzes hervorgegangen. In den meisten Fällen ist das alte Pfarrgut in der Reformationszeit für die Gemeinden in evangelischen Ländern neu gesichert worden. Der Uebergang von der Bodenwirtschaft zur Geldwirtschaft, die allmähliche Ablösung von Zehnten und Abgaben, die Uebernahme von Kirchengut in die Verwaltung des Staates und die Einführung von kirchlichen Umlagen, d. h. Kirchensteuern, haben tiefgreifende Veränderungen in der kirchlichen Finanzwirtschaft mit sich gebracht. In Württemberg z. B. ist im Anfang des vorigen Jahrhunderts das Kirchengut vom Staat übernommen worden, der es treuhänderisch verwaltete und daraus alle kirchlichen Kosten, dazu diejenigen für Jugendunterweisung und Armenpflege, bestritt. Auf diesem geschichtlichen Vorgang beruhen also etwa die württembergischen Staatszuschüsse an die Kirchenverwaltung. In Preußen war es die Zeit der Gewaltherrschaft Napoleons, die eine Verwertung des Kirchengutes für Staatsnöte herbeiführte. Durch das Edikt vom 30. Oktober 1810 wurden in Preußen gegen den Rat des Freiherrn von Stein alle Kirchengüter zugunsten des Staates eingezogen, was allein für die evangelische Kirche einen jährlichen Einnahmeausfall von etwa 25 Millionen Mark ausmachte. Dabei wurde versprochen, für „hinreichende Besetzung und ausreichende Dotierungen zu sorgen“. Der der evangelischen Kirche Preußens seit 1810 dadurch entgangene Betrag ist gelegentlich auf über 2000 Millionen Mark ohne Zinseszinsen geschätzt worden. So beruhen auch für Preußen die Staatsleistungen auf klaren geschichtlichen Vorgängen. Im übrigen hat die Belastung mit Kirchengeldern in den Haushalten der Länder niemals eine übermäßig bedeutsame Rolle gespielt; den weitaus größeren Posten in der Finanzgebarung der Kirche machen die unmittelbaren Steuern, d. h. also die eigenen Leistungen der Kirchenmitglieder aus.

O Gott,

unsere Zeiten sind in deiner Hand.
Lehr sie deuten hin zum Vaterland.
Gib einem jeden unter uns,
daß er rückwärts und vorwärts bedenke,
was ihn hindert, daß er nicht zugenommen,
und daß er nicht noch zunehme.
Gib allen Menschen, daß sie sich der Zeit wohl bedienen,
damit sie die Früchte
in den Büchern Gottes finden.
Insbesondere gib den Arbeitern in deinem Weinberg,
ihre Zeit so anzuwenden,
daß sie die Frucht bringen und ihre Frucht bleibe.

Aus „Detingers Gebete“.

Preis wie früher nur 50 Reichspfennig. Eine wertvolle Vereicherung erfahre der Kalender durch Ihren Herrn Pastor oder vom Verlag S. Wölke & M. B. S., Vordesholm in Hoffstein. Vordesholmer Millars. Beziehen Sie den Kalender durch Ihren Herrn Pastor oder vom Verlag S. Wölke & M. B. S., Vordesholm in Hoffstein.

400 Jahre Reformation in Norwegen

In Norwegen wird in diesen Konventtagen das Gedächtnis an die Einführung der Reformation vor 400 Jahren gefeiert. Norwegen stand damals unter dänischer Vorherrschaft, und streng genommen, galt die Verordnung des lutherisch gestimmten Christian III., mit der 1536 die Einführung der Reformation in Dänemark vollzogen wurde, auch für Norwegen. Wenn trotzdem Norwegen das Reformationsjubiläum erst jetzt begeht, so liegt das eben daran, daß Norwegen sich gegen die Behandlung als eine dänische Provinz wehrte. Der Widerstand mußte erst niedergeschlagen werden, und so kam es, daß auch die Reformation erst ein Jahr später festen Fuß faßte. Damals erhielt die norwegische Kirche ihren ersten lutherischen Superintendenten, Göhle Frederik in Bergen, der von Luthers Freund und Mitarbeiter Bugenhagen ordiniert wurde. Aber nur langsam schritt die lutherische Sache voran. Denn einmal fehlte es fast ganz an lutherisch geschulten Geistlichen, so daß in vielen Fällen die bisherigen katholischen Pfarrer ihr Amt schlecht und recht als Verkünder der neuen Lehre weiterführen mußten. Vor allem aber wurde dadurch Norwegens Widerstand ausgelöst, daß die Reformation im Namen der verhassten dänischen Oberherrschaft kam. Die Kirchenrennung wurde meist von dänischen Beamten, dänischen oder dänischfreundlichen Superintendenten und Geistlichen nach dänisch, Kirchenordnung durchgeführt. Die dänische Bibel, die dänische Liturgie und das dänische Gesangbuch kamen ins Land. So dauerte es sechzig bis siebenzig Jahre bis zur Durchziehung der Reformation; aber nach dieser Frist konnte man doch noch von einer gründlichen und reißelosen Durchdringung des norwegischen Volkes mit Luthers Geist sprechen. In den vier Jahrhunderten, die seitdem vergangen sind, sind die Beziehungen der norwegischen Kirche zu der deutschen lebendig geblieben. Wie die übrigen skandinavischen Kirchen, steht auch die norwegische in der deutschen ihre Mutterkirche. Norwegen selbst ist eine Hochburg des Luthertums, eines Luthertums, das völlig mit dem Volk verschmolzen ist und daher auch die Form der Staatskirche nur als naturgemäßen Ausdruck der engen Verbundenheit von Volk und Kirche empfindet.

*

Die Erziehungspflicht der Gemeinde

Für die Aufgaben der christlichen Jugendunterweisung, die jetzt so mannigfach erörtert werden, hat Luther den christlichen Eltern die erste und grundlegende Erziehungsvollmacht innerhalb der Kirche zugewiesen. Er hat aber zugleich diese Elternpflicht in den größeren Zusammenhang der Erziehungspflicht der ganzen Gemeinde hineingestellt. Nur dort, wo das Haus und die ganze Gemeinde ihre erzieherische Verpflichtung gegenüber ihrem Nachwuchs kennen und erfüllen, hat das ausdrückliche Wort der Unterweisung, das die Kirche durch ihre geordneten Organe spricht, begründete Aussicht auf lebendige Wirkung. Gott kann auch ohne diese Voraussetzung Glauben wecken, und wir sind ihm Lob und Dank dafür schuldig, daß er es zu unserer Beschämung immer noch und immer wieder tut. Professor D. Doerne, Leipzig, beschäftigt sich in den „Pastoralblättern“ mit den Notwendigkeiten des Zusammenwirkens von Haus, Amt und Gemeinde im Dienst an der getauften Jugend. Solch Miteinander, in dem auch die ganze Gemeinde mitverantwortlich sei, fordert er als notwendige Voraussetzung für eine fruchtbare Jugendunterweisung.

In Kürze

Wie das Kirchliche Außenamt mitteilt, können für den kirchlichen Dienst in den deutschen evangelischen Synoden Südamerikas zum Frühjahr 1938 wieder einige Pfarrer berufen werden. Es kommen Geistliche im Alter bis zu 32 Jahren in Frage, die sich auf sechs Jahre verpflichten.

Der frühere Oberkirchenrat Dr. Langmann ist zum deutschen Gesandten in Uruguay ernannt worden. Dr. Langmann wirkte vor 1933 als evangelischer Auslandspfarrer in Uruguay.

Wie alljährlich, findet in den ersten Tagen des neuen Jahres (2. bis 8. Januar) die allgemeine Gebetswoche statt, zu der die Evangelische Allianz die Christen in aller Welt aufruft.

*

Aus der Gemeinde

Gottesdienste in der Lutherkirche: Jeden Sonntag um 10 Uhr.

Kindergebetstage dazwischen: Jeden Sonntag um 11^{1/2} Uhr.

Seit Erscheinen der letzten Nummer des Gemeindeblattes hat sich viel ereignet. Nur das Endgültige sei hier erwähnt. Am 28. November wurde die Lutherkirche geweiht. Die Gemeinde sammelte sich vor der Kirche, wo die Schlüsselübergabe stattfand, wobei Architekt Jäger, Präsident des Landeskirchenamts Dr. Kinder und Pastor Seeler als Vorsitzender des Kirchenvorstandes einige Worte sprachen. Die Liturgie, die durch einen wundervollen Chor aus Schülern bereichert war (Harmonium, Geigen, Flöte, Chor unter Leitung von Frau Uhiand) hielt Pastor Seeler, die Weihe rede vom Altar aus Landesbischof Paulsen, die erste Predigt von der Kanzel aus der Unterzeichnete. Zuletzt sprach Propst Dührkop, mit Gebet und Segen abschließend. — Es war beachtlich, zumal da die Berichterstattung durch die Tageszeitungen zum Teil sehr ungenügend war, die Feier in einer besonderen Erinnerungsschrift festzuhalten. Leider ließ sich der Plan bisher nicht durchführen.

Am 19. Dezember wurden die Glocken geweiht, nachdem sie am Tage vorher durch den Sachverständigen (Organist Brindmann von der Michaelskirche) geprüft waren. Die Prüfung fiel glänzend aus, die Firma Gebrüder Franz Schilling in Apolda hat ein Meisterwerk geliefert. Nach der Weihepredigt, die der Unterzeichnete hielt, läuteten die drei Glocken zum ersten Male über der Gemeinde. Es war ein ergreifender Augenblick, nachdem traten die Tränen in die Augen. —

Mit dem 1. Januar ist Wellingsbüttel eine eigene Kirchengemeinde geworden. Damit ist ein lang erstrebtes, mühsam erkämpftes Ziel erreicht. Nun gibt es neue Arbeits- und Schaffensmöglichkeiten. Die erste Aufgabe wird sein, einen Kirchenvorstand und eine Kirchenverwaltung zu bilden.

An Gaben sind eingegangen für die Gemeindepflege von B. 40 RM, für die Kunstfenster von der Evangelischen Frauenhilfe 100, von K. 100, C. 100, M. 50, für eine Höranlage von F. 20, für Mariafenster von F. 8 RM, für die Glocken von N. 25, K. 6, U. 20, H. 20, H. 5. (Brauns) 5 RM. Außerdem haben E. und Frau eins und drei Fenster gestiftet. — Allen Gebern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfe und Gemeindegemeinschaft Frau M. Lührs ist telefonisch unter 255887 zu erreichen.

Pastor Boedl, Waldstr. 39. Tel. 59 54 85.

Gemeinde-Blatt

für

Wellingsbüttel (Kirchspiel Bramfeld)

Februar

„Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte.“ Psalm 73, 28

1938

Srei zur Freude?

Dein Erscheinen laß erfüllen
mein Gemüt in aller Not;
dein Erscheinen laße stillen
meine Seele auch im Tod.
Herr, in Freuden und im Weinen
laß mir Heil dein Licht erscheinen!

„Ich freue mich im Herrn, und meine Seele ist fröhlich
in meinem Gott, denn er hat mich angezogen mit Kleidern
des Heils.“
Jes. 61, 10.

Es ist eigentümlich, wie zwiespältig wir Menschen sind.
— Aber nirgends wird sie so offenbar wie in unserer Stellung
zu Gott. Der natürliche Mensch ist einerseits immer
auf der Flucht vor Gott, und wiederum verzehrt er sich vor
Sehnsucht nach Gott.

Wie mancher ist innerlich zerrissen und geht umher mit
einem fanatischen, zynischen Haß gegen die Botschaft von dem
lebendigen Gott der Bibel und von Jesus, dem Heiland
und Erretter. Und doch sind da Hände, die ausgestreckt sind
nach einem ewigen Halt, vielleicht mit einer unbewußten
und ungescholtenen Bewegung, die der Mensch sich selbst nicht
eingestehen will in seinem eingebildeten Stolz.

Wie fein hat Hermann Claudius die Sehnsucht der
Seelentiefe eines Menschen in Form gegossen:

„Es muß für meine Seele
Jegendwo ein helles Klingen sein,
Jegendwann geht meine Seele
In ein wunderbares Singen ein.

Es muß für meine Seele
Jegendwo die volle Klarheit sein,
Jegendwann geht meine Seele
In die allerletzte Wahrheit ein.

Und nun hören wir das Zeugnis eines Menschen, der
sagen kann: „meine Seele ist fröhlich in meinem Gott, denn
er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils“.

Was ist denn da vor sich gegangen? — Es ist einem
Menschen aufgegangen, daß er einen lebendigen Gott hat,
der von ihm weiß und ihn kennt, einen Gott, der die Zwiespältigkeit
seines Wesens durchschaut und ihm da entgegen-
kommt, wo er im Tiefsten seiner bedarf.

Es ist eine jahrtausendalte Verheißung: einer soll kommen,
der die Seele wieder zum Klingen und zur Klarheit bringt.
Wir wissen, wer das ist: Jesus. Er hat der Welt
gebracht, was sie braucht: das Heil Gottes.

Dazu gehört aber auch, daß wir unsere wahre Lage erkennen,
unser Unheil. Wer könnte jubeln über das Heil,
wenn er nicht weiß, was Unheil ist. Gottes Wort spricht
klar aus, was wir dumpf fühlen, daß wir unter einem
schweren Schicksal stehen, daß wir ringen müssen mit den
Mächten der Finsternis, daß das Schicksal unberechenbar ist
und der Tod auf uns lauert. Das haben die Menschen aller
Zeiten immer wieder in verschiedener Form in Mythen dargestellt.
Wir sollen es aber nicht in Mythen darstellen, um
es so harmloser zu machen und es besser ertragen zu können,
nein, wir sollen es klar sehen und erkennen und — nach
Rettung, nach Befreiung, Erlösung und — Sieg ausschauen.
— Wir Christen brauchen nicht das Unheil darzustellen
als das Schicksal, das wir nun einmal auf uns nehmen
müssen. Nein, wir tragen dem Unheil mit dem Schild des
Glaubens und der Waffe des Wortes: meine Seele ist fröhlich
in Gott, denn er hat mich angezogen mit Kleidern des
Heils.“ —

Als dem verlorenen Sohn, der nach seinen Irrfahrten
in Lumpen heimkehrte, — das Festkleid gereicht wurde und
er es angezogen hatte, — wie mag er da wohl das abgestreifte
alte Zeug angesehen haben: Diese alten Kleider waren die
Zeugen eines großen Zerfalls, einer inneren Not und einer
endlichen Umkehr. — Nun aber trug er andere Kleider.
Wie fröhlich war da sein Herz! —

Ich habe einmal den Satz gelesen: „Hinter jedem Menschen
steht Christus“. Was will er? — Helfen! — Wie verschieden
die äußere und innere Lage der Menschen sein möge. —
Jesus steht hinter ihnen und will ihnen helfen mit seinem Heil.

Das Schrecklichste, was uns widerfahren könnte, wäre,
daß uns Gott laufen ließe und sagte: „Laßt ihr ruhig bis
ans Ende der Welt, ich suche euch nicht mehr. Bleibt, wo
ihr seid, ich lasse euch stehen. Ihr sollt in Ewigkeit gottverlassen
sein.“ — Das sagt Gott aber nicht. Er gibt uns nicht
auf. Hinter dir und mir steht Christus.

„Des solln wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein!“

Georg Christensen.

Wir müssen zueinander finden!

Wünsche und Forderungen für Kirche und Volk

Von Professor D. Paul Althaus, Erlangen

Viele Wünsche für Kirche und Volk haben wir auf dem Herzen. Keiner aber scheint uns dringlicher zu sein als dieser: Möge unser Volk wieder vorankommen auf dem Wege zu seiner inneren Einheit. Möge es die Gefahr neuer Risse kräftig überwinden! In dem Deutschland Adolf Hitlers, der die Stämme und Stände unseres Volkes zueinander getrieben hat, darf nicht ein neuer Riß zu klaffen beginnen, daß wir aufzugen, zerfallen zu werden in einen christlichen und einen bewußt nichtchristlichen Volksteil, die einander nicht mehr kennen, nicht mehr verstehen und sich nicht mehr trauen.

Daß unser Volk religiös heute in Gärung ist und die Einheit im Glauben noch nicht wiedergefunden hat, das ist ein Schicksal, das wir Deutsche ernst und ohne Illusion tragen wollen. Das brauchte uns nicht zu zerreißen. Es könnte uns in gemeinsamer Erkenntnis der Geisteslage und gegenseitiger Achtung verbinden. Aber schlimm und schmerzlich ist es, eine Entwürdigung unserer Lage und Aufgabe, wenn man die andere Seite nur noch im Herrbilde sieht und ihr die Achtung der vollen Kameradschaft nicht mehr geben will. Wir alle, die wir deutsches Volk und christliche Kirche in eins sind, wünschen uns und dem ganzen Volke nichts ernster und heißer, als daß endlich die Herrbilder verbrannt würden; daß man unsere Kirche, das heißt: uns selbst, endlich so sähe, wie wir sind und sein wollen!

Das Bild der Kirche in weiten Kreisen unseres Volkes ist schwer entstellt. Gewiß nicht überall ohne ihre Schuld, aber keinesfalls nur durch ihre Schuld. Auf alle Fälle: es ist nicht ihr wahres Bild. „Die Kirchen selbst verweigern die Mitarbeit am Staate, am Aufbau der Volksgemeinschaft“. Man möchte aufschreiben vor Schmerz über solche völlige Verkennung und Verzerrung. Wie? Glaubst du denn, unser evangelisches Christenvolk hätte sich plötzlich in der Substanz verändert und verleugnet? Niemand ist von jeher volkstreu und staatsfreundlicher als die Kirche Martin Luthers. Die stollutherischen fränkischen Bauernadler waren unter den ersten deutschen Helden, die von dem Rufe des Führers, von dem großen Gedanken des nationalen Sozialismus ergriffen wurden. Die evangelischen Pfarrhäuser sind in jeder Epoche der neueren deutschen Geschichte ein Feuerherd vaterländischer Gesinnung und Hingabe gewesen. Was Pfarrer und Theologen an Einsatz und Opfer dargebracht haben im Weltkrieg, in den Wehrkorps, in der nationalen Bewegung aller Lager während der Systemzeit, das kann keiner übersehen und gering achten, der nicht lügen will. Und das alles sollte heute anders geworden sein? Der Theologe, der christliche, kirchliche Mann, sollte kein volles Vertrauen als Deutscher mehr verdienen? Was ist denn nur geschehen, welcher Teufel hat seine Hand im Spiele gehabt in der großen Stunde unseres Volkes, daß deutsche Männer, die miteinander als Frontkameraden im Kriege waren, heute nebeneinander in den Organisationen, im Arbeitsdienst und in der Wehrmacht stehen, so voreinander denken, sich so verfeinden und entehren können? Welcher Dämon richtet diese Mauer zwischen deutschen Männern und Kameraden auf? Wenn wir die Mauern nicht bald durchstoßen, dann ist Gefahr im Verzuge für Deutschland! Wir evangelischen Männer, Pfarrer und Nichtpfarrer, wollen sein Gehets. Wir haben es uns nicht gemahnt. Wir haben uns nicht zurückziehen wollen von

der Sache unseres Volkes. Und wir haben uns nicht zurückgezogen. Wir sind bereit zu jedem Dienst und Einsatz, zu dem unser Volk durch den Führer uns ruft. Ruft uns, braucht uns, vertraut uns etwas an — wir sind bereit, heute wie gestern. Aber wir können freilich zu unserer Volks stehen und uns einsetzen nur als die, die wir sind, als Jünger Jesu Christi, als Christgläubige. Wir wollen dienen in wahrhaft praktischem Christentum mit dem, was uns gegeben ist: mit dem frohen Glauben eines Christenmenschen, mit dem strengen und zarten Gewissen, mit dem Herzen, das Jesus Christus weit und warm gemacht hat für den Nächsten. Wir können nur mit unserem Glauben für unser Volk leben, nicht ohne ihn, nicht gegen ihn. Aber, glaubt es uns, in und mit diesem Glauben können wir leben und sterben so treu und so selbstlos wie kein anderer. Der Führer Deutschlands wird gerade in dem bewußt evangelischen Volk stets eine treue und in guten und bösen Tagen verlässige Gefolgschaft finden.

Das ist — ich weiß es — der wahre Geist unserer evangelischen Kirche. Darum muß die schlimmste Mauer durchbrochen werden. Nach den Jahren des Mißverstehens, der Enttäuschungen und Fehler aneinander — laßt uns noch einmal wieder beginnen wie am ersten Tage — zueinander kommen, miteinander reden, Türen aufstun. Seht doch nicht immer nur „die Kirche“ oder „Konfession“ als die angeblich ungehörige, volksfremde, entartete gegnerische Front. Seht doch die evangelischen Männer, die zu ihrer Kirche stehen, Pfarrer und Nichtpfarrer, Bischöfe und Männer der weltlichen Berufe als einzelne an — laßt uns doch, trotz allem, von Mann zu Mann miteinander reden, im Vertrauen dazu, daß der andere sein Volk genau so heiß liebt wie ich. Hört auch uns einmal an — auch wir wollen ganz neu ehrlich hören. Wie viele Enttäuschungen wir auch aneinander erlebt haben — es hilft nichts, wir müssen miteinander leben. Und wir wollen als Deutsche gleichen Ranges miteinander leben. Es muß aufhören, daß man jemandem die Ehre der vollen Deutschheit weigert, nur weil er zu dem Glauben seiner Väter hält. Wohin wären wir gekommen, wenn in Deutschland, in dem Deutschland Luthers, des Freiherren vom Stein, Bismarcks, christliche und kirchliche Haltung als national-unzuverlässig behandelt werden dürfte? Erst wenn damit gründlich ein Ende gemacht wird, ist die religiöse Freiheit voll gesichert.

Diese Freiheit schließt aber noch ein anderes ein. Wir sind uns darüber klar: der Geistes-Kampf um das Christentum wird in unserem Volke sobald nicht zu Ende kommen. Die Entfremdung vom kirchlichen Christentum, die Narbe religiöser Ringens ist bei uns nicht erst von gestern. Die Lage von heute ist durch eine Entwicklung von zwei Jahrhunderten vorbereitet. Wir Deutsche müssen sie miteinander durchkämpfen. Das ist wohl eine Last, aber auch eine hohe Würde für unser Volk. Gott, der Herr, hat uns offenbar dazu ausersehen, um die großen Glaubens- und Geistesfragen der Menschheit stellvertretend in der ersten Frontlinie zu ringen. Das ist Deutschlands geistiges Schicksal. So müssen denn auch gerade wir Deutschen um das Evangelium, das unsere Geschichte und unser Volkstum über 1000 Jahre bestimmt und gesegnet hat, noch einmal vom Grunde aus kämpfen — um die Einheit von Christenglauben und echtem Stehen in der Welt. Wir Christen denken nicht daran, uns „hinter einem Wall von Dogmen zurückzuziehen“. Wir wollen den Geisteskampf kämpfen im offenen Felde. Das Dogma ist nicht Wall, sondern Waffe. Wie wir in uns selbst immer neu am das gute Gewissen unseres Glaubens, um die Klarheit und Wahrheit unseres Bekennt-

Geht den Konfirmanden ein eigenes Gesandbuch!

nüßes inmitten einer neu gewordenen Welt ringen, so wollen wir auch mit euch, die ihr meint, nicht mehr Christen sein zu können, ehrlich und ohne uns hinter einen Wall zu vertriehen, kämpfen. Wir fordern nur: Gebt uns die gleiche Ehre ritterlichen Kampfes! Der Kampf um den Glauben ist weit hin beschönigend entartet. Was für lächerliche Zerbilder des Christentums werden in deutschgläubigen Zeitkräften vom blinden Haß billig abgetan — dabei liegen die Buchhandlungen voll von unseren Büchern, die euch sagen, was wir heute unter christlichem Glauben verstehen! Ihr solltet ein wenig mehr lesen, ehe ihr schreibt, und ein wenig mehr hören, ehe ihr redet! Dann würde manches nicht geschrieben und geredet, und das wäre besser für die deutsche Sache!

Freiheit des Glaubens — dazu gehört auch, daß ein lebendiger Glaube in freier, geistiger Weise wirkt, seine Wahrheitsmacht offen zur Wirkung bringt. Wir wollen uns nicht von unserem Volke absperrten. Wir schlagen keine Tür zu. Wir wünschen uns, unserem Volke, unserer Kirche, daß auch das Evangelium von Jesus Christus eine ungemeinere offene Tür in deutschen Landen behalte, daß es seine heiligen Geister und Herzen überwindende Macht in unserem Volksleben erwecken kann.

Segen unberechtigter Angriffe

Eine Erklärung

des schleswig-holsteinischen Landeskirchenamtes

Der Präsident und die Mitglieder des Evangelisch-Lutherischen Landeskirchenamtes der schleswig-holsteinischen Landeskirche haben eine „Erklärung gegenüber unberechtigten Angriffen gegen die Pastorenschaft“ ausgegeben. Die Pater würden, so heißt es in der Erklärung, der mangelnden Treue gegenüber dem Geist und Werk Martin Luthers und des mangelnden Einflusses für Volk und Vaterland bezichtigt. Diese Angriffe trafen nicht zu und müßten auf Grund der in einer langen Geschichte bewiesenen und durch unumstößliche Tatsachen erhärteten Haltung zurückgewiesen werden. Die Pastorenschaft Schleswig-Holsteins habe im Kriege ihr selbstverständliches Opfer gebracht. In der Zeit nach dem Kriege ist, so heißt es weiter, in unseren Pfarrhäusern das Erbe deutscher Gesinnung in Wort und Tat treu gehütet. Als deutsche Männer haben die Pastoren unbeirrt und anrecht zum deutschen Volk und Vaterland gestanden. Sie haben viel Haß, Aufseindung und Verfolgung aus den marxistisch und kommunistisch verhetzten Kreisen auf sich genommen.

Gegenüber dem Vorwurf der Untreue gegen Luther wird hervorgehoben, daß von allen Dienern der Landeskirche das Erbe der Reformation treulich gehütet und verwaltet werde. Keiner der Pastoren habe jemals daran gedacht, den Anschluß an die römisch-katholische Kirche zu suchen oder etwa die Hilfe des Papstes in Anspruch zu nehmen. Ueber allen Meinungsverschiedenheiten in theologischen Fragen erhebe sich klar und eindeutig die Treue zum Bekenntnis der Reformation. „Neben der Treue zum geistlichen Amt, so schließlich die Erklärung, ist die Liebe zu Volk, Heimat und Deutschland von jeher eine hervorragende Eigenschaft der schleswig-holsteinischen Geistlichkeit gewesen. Heute wird darüber hinaus von jedem Volksgenossen der volle Einsatz für den Führer und das Dritte Reich erwartet. Wir sind der festen Zuversicht, daß die Geistlichen auch diese Verantwortung einlösen“.

Arme · Sklaven des Reichtums

Kürzlich geriet unweit der Stadt Detroit (USA) ein Wohnhaus in Brand, das schon seit längerer Zeit eine gewisse Berühmtheit genoss: seine Bewohner waren nur Frauen, 18 Frauen verschiedenen Alters, die hier sich zusammengefunden hatten und gemeinsam wirtschafteten. Ihre Wirtschaft war aber nicht gerade alltäglich; denn die 18 Frauen lebten ausschließlich von milden Gaben, die die Einwohner der Stadt ihnen zuteil werden ließen. Das Volk nannte das Haus: Haus der „Bettlerinnen“.

Bei dem Brand wurden mehrere seiner Bewohnerinnen schwer verletzt. Die Uebrigen benahmen sich wie Zerknirschte, so daß man sie in Sicherheit brachte, um zu verhindern, daß sie nicht in das brennende Haus hineinkämen. Dieses Gebahren war schon recht seltsam, aber die größte Ueberraschung kam noch, als zu einer der Frauen, die durch Brandwunden schwer verletzt im Krankenhaus lag, ein bekannter Multimillionär aus Krankenzug kam, von dem es sich sehr bald herausstellte, daß er der Vater der „armen Frau“ war, die seit Jahren von Almosen lebte.

Nach dem Tode dieser Frau kam man dahinter, warum sich die Bewohnerinnen des Hauses der „Bettlerinnen“ so merkwürdig benommen hatten; in dem Gebäude lagen nämlich Bargeld und Wertpapiere im Gesamtwert von circa 50 Millionen Dollars! Alles war verbrannt. Die polizeiliche Untersuchung ergab unglaubliche Dinge: sämtliche Bewohnerinnen des abgebrannten Hauses stammten aus schwerkreichen Familien. Sie hätten ein glänzendes Leben führen können, aber ihr grenzenloser Giz und ihre maßlose Angst hatte sie zu armen Sklavinnen ihres Reichtums gemacht. Alle diese Frauen hatten in ständiger Furcht gelebt, ihren Reichtum zu verlieren. So zogen sie sich mit ihren Schätzen mißtrauisch von der Welt zurück und gärten sich selbst — und anderen — nichts. Doch auch hier erfuhren sie die Verjünglichkeit alles Reichtums: trotz all ihrer ängstlichen Sorgen wurde er in einer Nacht ein Raub der Flammen.

Diese ganz unglaublich klingende Geschichte enthüllt in einer fast grotesken Weise die seltsame Macht des Geldes über das Menschenherz. Wie wahnsinnig gebärdeten sich diese armen reichen Frauen, als sie es mit ansehen mußten, wie der ganze Inhalt ihres Lebens sinnlos von den Flammen vernichtet wurde. Aber ihr ganzes Leben war eigentlich ein sinnloser Bahnsinn, im Grunde gemein und niederträchtig. Sie, die die Mittel gehabt hätten, nicht nur selbst ein schönes Leben zu führen, sondern auch anderen zu helfen, ließen sich im Hause der „Bettlerinnen“ von anderen erhalten.

In der Sklaverei des Reichtums werden die Menschen Aneschte ihrer Angst, ihres Geizes; in der Form der Schwäche macht der Geiz lächerlich, aber noch öfter nimmt er die Form der Brutalität an, die kein anderes Ziel kennt als die eigene Macht und ihren Weg auch über Leichen geht. Nicht umsonst hat Jesus seine Jünger immer wieder gewarnt vor der unheimlichen Macht der Habgier, die den Menschen Gott und seinen Nächsten vergessen läßt und ihm doch niemals das wahre Glück bringen kann. Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo sie die Motten und der Rost freffen und die Diebe nachgraben und stehlen; jammelt euch aber Schätze im Himmel.

R. B.

Ein Lutherwort

Gott gebe uns allen, daß wir auch leben, wie wir lehren, und die Worte auch in die Tat bringen!

An die Verächter des Dogmas

Angeichts der zahlreichen Äußerungen, die das Dogma in jeder Form ablehnen und es als etwas Zerspaltendes, Unreligiöses usw. bezeichnen, sind die Worte beherzigenswert, die Graf Reventlow im „Reichswart“ für diese Frage findet. Mit Recht geht er davon aus, daß eine religiöse Gemeinschaft ohne einen religiösen Glauben unmöglich ist. „Daraus ergibt sich logisch und ebenso praktisch, daß jede solche Gemeinschaft gewisse gemeinsame religiöse Kennworte, von allen Angehörigen anerkannte nähere Bezeichnungen für diesen gemeinsamen Glauben haben muß“. Der heute vielangewandte Ausdruck „tote“ oder „leere“ oder „starre“ Dogmen kann deshalb keineswegs eine allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Ein Dogma ist zunächst durchaus lebendig. Es ist erst tot, wenn diejenigen, für deren Gemeinschaft es gilt, in ihm nicht mehr den Ausdruck der religiösen Gemeinschaft und des eigenen religiösen Innenlebens empfinden können. Dann steht diese Gemeinschaft vor der Aufgabe, das tote Dogma neu zu gestalten oder zu erziehen.

Graf Reventlow prophezeit auch den außerchristlichen religiösen Bewegungen in Deutschland, daß sie sich einmal auf Dogmen festlegen müssen. Will eine solche Gemeinschaft zum Ausdruck bringen, was sie religiös glaubt, so wird sie trotz allem innerlichen Sichträuben um ein Symbol, ein Dogma nicht herumkommen! Tatsächlich ist diese Prophezeiung des Grafen Reventlow schon weit hin eingetroffen. Man denke an die mannigfachen „Richtläge“ deutschgläubiger Organisationen, an den Absolutheitsanspruch, wie ihn Frau Dr. Ludendorff für ihre „Deutsche Gotteserkenntnis“ vertritt, an das „Nordische Artbekenntnis“ der Nordischen Glaubensbewegung.

Diakonissen im Weltkrieg

Als Theodor Fliedner, der Gründer der Kaiserswerther Anstalten, im Jahre 1849 dem Kriegsministerium die Dienste seiner Diakonissen zur Pflege der Verwundeten anbot, erschien der Gedanke, Frauen auf einen Kriegsschauplatz zu senden, ganz unmöglich. Man machte von dem Anerbieten keinen Gebrauch. 1864 taten Diakonissen aus Kaiserswerth und Berlin zum ersten Mal Kriegspflegedienst. Im Weltkrieg hat dieser Dienst dann einen Umfang angenommen, an dessen Wert die alten Frontkämpfer, die selbst einmal auf dem Verbandssplatz oder im Lazarett den Dienst der Schwester erfahren haben, nicht erinnert zu werden brauchen. Die deutschen Diakonissenmutterhäuser stellten für den Pflegedienst im Weltkrieg insgesamt 11231 Schwestern bereit. In der Kriegskrankenpflege haben 71 Schwestern ihr Leben geopfert, meistens bei der Seuchenpflege oder durch Herzschlag oder Erschöpfung. Eine Diakonisse wurde im Operationsstahl während der Arbeit von einer amerikanischen Fliegerbombe zerrissen. An Anerkennungen und Ehrungen für die Kriegsschwester hat es gewiß nicht gefehlt. Aber sie selbst verstanden ihre Arbeit im Kriege nicht anders wie ihren gesamten Dienst gemäß dem Wort des Diakonissenpaters Löhe: „Mein Lohn ist, daß ich darf“. Zahlenangaben können nichts sagen über die vielen unsichtbaren Auswirkungen des Diakonissendienstes auch im Kriege. Die Diakonissen haben nicht nur mit aufopfernder Liebe Kranke und Sterbende gepflegt, sondern auch mit ihrem Glaubenszeugnis vielen in schwerem Leid Trost und Hilfe gewährt.

Reichthum

„Wissen Sie denn, mein Herr“, sagte ein Anbeter des Mammons zu John Bright, „daß ich eine Million Pfund Sterling wert bin?“ „Jawohl“, erwiderte der Geiragte, „das weiß ich; und ich weiß auch, daß dies alles ist, was Sie wert sind“.

D. S. Marden.

Menschen, die nach immer größerem Reichthum jagen, ohne sich jemals Zeit zu gönnen, an dem, was da ist, dankbar sich zu freuen, sind wie Hungerige, die immerfort lauchen, sich aber nie zu Tische setzen.

Aus der Gemeinde

Gottesdienst jeden Sonntag 10 Uhr, Kinder Gottesdienst jeden Sonntag um 11.30 Uhr in der Lutherkirche.

Sonntag, den 13. Februar, findet nach dem Gottesdienst eine Abendmahlsfeier statt.

Wie schon berichtet, soll Wellingsbüttel vom 1. Januar an eine eigene Kirchengemeinde werden. Ausgesprochen kann die Verselbständigung erst werden, wenn eine zweimonatige Einspruchsfrist, die vom 16. Januar an läuft, verstrichen ist und die staatlichen Behörden ihre Zustimmung gegeben haben. Mir der Verselbständigung trennt sich Wellingsbüttel von Bramfeld, mit dem zusammen und Steilschaap es seit 1907 zu einer Kirchengemeinde verbunden war. Von 1899 bis 1907 bildeten Bramfeld und Wellingsbüttel (Steilschaap gehörte damals noch nach Eppendorf) einen Pfarrbezirk in der Kirchengemeinde Bergstedt. Zu dieser hat Wellingsbüttel jahrhundertlang gehört, zur Kirchengemeinde Bramfeld nur 30 Jahre. Letzteres geschah nicht auf eignen Wunsch und auch nicht ohne Widerspruch, war aber nötig, um aus Bramfeld eine leistungsfähige Kirchengemeinde zu machen. Es ist auch die Frage, ob Bramfeld in Zukunft ohne finanzielle Beihilfe von Wellingsbüttel auskommen kann. Wellingsbüttel ist bereit, wenn es nötig wird, auf eine begrenzte Zeitdauer eine solche zu gewähren. Es will aber auch nun endlich sein eigenes kirchliches Leben führen. Die Abhängigkeit von Bramfeld war zuletzt nicht mehr zeitgemäß. Dazu hatten sich die beiden Orte, die nie viel Gemeinsames gehabt haben, zu sehr auseinander entwickelt. Jeder hat sein eigenes Lebensgeleit und seine eigene Lebensform. Das muß sich auch kirchlich auswirken. Zur vollen Entfaltung des kirchlichen Lebens gehört die eigene Selbstverwaltung in einer selbständigen Kirchengemeinde. Ihren Zweck erfüllt die Erhebung zur Kirchengemeinde daher nur dann, wenn sie tatsächlich zur Entwicklung des inneren kirchlichen Lebens dient. Daß das geschehe, ist unser Wunsch und unsere Hoffnung.

Ein weiteres Parament (Altarbehang) hat Frau H. gestiftet; ihr sei auch an dieser Stelle Dank gesagt. Wir haben jetzt Paramente in drei Farben: rot, violett und grün. Sie werden abwechselnd je nach den kirchlichen Zeiten ausgelegt. Die Epiphanienszeit bringt die grüne Farbe, die Passionszeit die violette. Die rote gilt für die Festtage und Festzeiten.

Die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfe und Gemeindeführerin, Frau M. Lührs, ist telephonisch unter 25 55 87 zu erreichen.

Pastor B o e d. Baldstraße 39, Tel. 59 54 85.

Gemeinde-Blatt

für

Wellingsbüttel (Kirchspiel Bramfeld)

März

Prüfet euch selbst, ob ihr im Glauben seid! 2. Kor. 13, 5.

1938

Wohin treibt deine Traurigkeit?

Herr!
Im Sturm der Welt
sei du mein heimlich Zelt,
der Anker, der mich hält,
wenn alles jaget! —

„Die Traurigkeit, wie Gott sie will, wirkt eine Reue zum Heil, die niemand zu bereuen hat. Die Traurigkeit der Welt aber bewirkt den Tod.“
2. Kor. 7, 10.

Ist das nun wieder ein Zeichen von der Verstiegenheit und Verkümpftheit der christlichen Botschaft? — Es gibt ja Leute genug, die meinen, sie habe nur Freude am Unnormalen, Kranken, Schwachen und Schwarzen. Ach nein, das hat sie nicht. — Aber sie weiß, daß es viel Traurigkeit gibt und daß diese in Segen verwandelt und zum Heil werden kann.

Dazu ein Erlebnis aus der Geschichte eines Norwegers. — Vor hundert Jahren lebte dort Hans Nielsen Hauge, der als einfacher Bauernsohn seinem Volk die Botschaft von Jesus Christus sagte. Oft brachte ihn sein Dienst in die Gefängnisse. So war es auch einmal in den Weihnachtstagen. Zwei Freunde standen am Heiligen Abend vor dem Kerker unter dem Fenster der Gefängniszelle. Sie durften nicht zu Hauge hinein. Da sangen sie draußen ihre Glaubenslieder, und der Gefangene antwortete von drinnen. Dann sahen die Freunde, wie hinter den Eisengittern des Fensters eine brennende Kerze mit schwelendem Docht hochgehalten wurde. Die Kerze verschwand. Dann erschien sie zum zweiten Mal, und nun wurde vor den Augen der beiden Freunde mit einer Lichtsähere der qualmende Docht gesäubert. Da begriffen sie: Gott will durch Leid die Seelen reinigen und säubern, damit sein Licht reiner und strahlender leuchten kann.

Dieser Mann hatte es gelernt, die Niederlagen in seinem Leben zu deuten und hatte erkannt, wie sie in Segen umgewandelt werden können.

Traurigkeit ist ein gefährlich Ding, denn im Trauernden stockt das Leben. Aber nun macht Gott uns ja oft traurig, z. B. durch unser Lebensschicksal. Das ähnen auch die Menschen, die ihm fern stehen und mit ihm gebrochen haben.

Denn sie machen ihn verantwortlich für ihr Schicksal und meinen in ihrem Innersten; nun muß Gott bestraft werden. — Und das tun sie dann durch ihren Unglauben. Sie werden hart, trotzig und verbittert und denken womöglich: daß ich so geworden bin, — das hat Gott nun davon! — Das ist ein trauriger Vorgang, denn dann hat ein Mensch sich fangen lassen von der Traurigkeit der Welt. Er ist traurig ohne Gott oder gegen Gott. — Und so oft wir ohne Gott leiden, stirbt etwas in uns, etwas vom Besten in uns wird vergiftet und fests. Wir versuchen uns zu behaupten, indem wir härter und trotziger werden. So aber wird unsere Seele krank, — todkrank. —

Gott kann uns auch traurig machen durch die Wahrheit. — Der Punkt, wo die Wahrheit an uns herantritt, ist unser Gewissen. Wir wissen dann, daß es nicht stimmt in unserm Leben und daß aller falsche Zauber, den wir erfinden, uns darüber nicht hinwegtäuschen kann. — Was aber wird aus uns in der Stunde des Erwachens und der Einsicht? —

Es gibt eine geheiligte Traurigkeit, die gesund macht und rettet. Wütten in schweren Schicksalsschlägen kann Gott wunderbar trösten. Aus der Traurigkeit, die mit Gott durchlebt wird, erwächst Kraft, und diese Kraft ist erprobt. Sie ist wie das Gold, das durchs Feuer von den natürlichen Schlacken gereinigt wird.

Und wie segensreich und heilbringend kann nicht die Traurigkeit sein, die aus der Not um Gott entsteht! Sie will uns einflüstern: Zwischen dir und Gott ist es aus. Dann ist nur die Reue, wie Gott sie will, unser Heil. Petrus erlebte die Stunde, wo ihm die Verleugnung seines Herrn zum Bewußtsein kam. Da sah er seine natürliche Art ohne den Schmutz seiner Eitelkeit: Das also bist du in Wahrheit, Petrus! — Aber er sah auch das auf ihn gerichtete Auge Jesu, als er gefallen war. Dies Auge hatte ihn nicht vergessen und gab ihn nicht verloren. Da wurde aus dem Reuenden, innerlich zerbrochenen nicht ein verfliegendes, verkümpftes, verhärtetes Etwas, sondern ein neuer Mensch, der in ein neues Leben schritt.

Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden! —

Georg Christianen.

Die Kirche war auf dem Posten

Vom Dienst der Inneren Mission im Kampf gegen die Not

Von Professor D. Ulrich

Vor Berichten der Inneren Mission aus dem ganzen Reich gab der Leiter des Gesamtverbandes der Berliner Inneren Mission kürzlich die folgende Ueberschau über die evangelische Liebestätigkeit in Berlin in den letzten fünfzehn Jahren. Seine Worte sind über den Anlaß hinaus wichtig, weil hier an einem begrenzten Beispiel besonders eindrucksvoll gezeigt wird, was die Kirche im Kampf gegen die Not geleistet hat und leistet.

1922: Das Volk, blutend aus tausend Wunden, — die Nachkriegszeit mit ihren ganzen entsetzlichen Folgen liegt über uns. Die meisten Menschen sind unterernährt, keine Lebensmittel, die Läden leer, kein Fett, kein Brot, alles, auch Kartoffeln, nur gegen knappe Karten zu bekommen. Die Menschen verzweifeln. Auf den Straßen brechen alte, oft auch junge Menschen kraftlos zusammen. Meine Kinder, die aus den Schulen kommen, erzählen mir, hier in einem Hausflur, dort in einer Ecke ist eine alte Frau, ein Mann vor Erschöpfung hingefallen. In die Krankenhäuser werden entkräftete Menschen eingeliefert und sterben „an Herzschwäche“, wie es heißt. In Wirklichkeit sind sie verhungert. In die Gesundheit unserer Kinder gräbt sich erbarmungslos die furchtbare Zeit ein. Zur Lebensmittelpol kommt die Kleidernot. Kein warmer Mantel umhüllt die frierenden Glieder der unterernährten Menschen.

Die Hungerigen speisen

Was kann die Kirche und die Innere Mission tun? Als erste Aufgabe nimmt das neugegründete Evangelische Hauptwohlfahrtsamt die Ernährungshilfe in Angriff. In mehreren Bezirken werden in kürzester Frist Fürsorgerinnen angestellt mit der Aufgabe, unter Anleitung der Obleute, die ausnahmslos Gemeindepfarrer sind, in den Gemeinden auch mit ihnen wie mit den freien Verbänden die Ernährungshilfe zu organisieren. Und nun entsteht die Frage: Woher die Nahrungsmittel beschaffen? Stelle man sich das in der damaligen Zeit vor. Das wars ja gerade, woran es fehlte. Wir treten mit der Berliner Industrie- und Handelskammer in Verbindung, mit der Stadt, mit der Berliner Kaufmannschaft. Die Industrie- und Handelskammer will lieber mit den karitativen Vereinigungen arbeiten als mit den Behörden. Ich melde sofort den Bedarf von 10 000 Portionen für den Tag an. Bald kommen auf meinen Antrag die ersten Lebensmittel. Es ist uns wie ein Traum: Rissen mit Adeln, die wir seit Jahren nicht gesehen hatten. Reis, Grieß, Mehl, alles über Hamburg, von Amerika gekauft. Aber das reicht nicht, es fehlt an Kartoffeln. Ich wende mich an die Presse, an die Provinzen, ungeahnter Widerhall tönt mir entgegen. Es ist wie ein Wunder, wir bekommen einen Waggon Kartoffeln nach dem anderen. In unserer Herberge in der Auguststraße wird ein großes Lager eingerichtet, mir wird ein Schwein angeboten und noch eins, ein Kalb, Fleisch von den Fleischern, wir bekommen Kohlen, die vereinigten Kohlenhändler liefern uns verbilligte Kohlen. Gulasch-Kanonen aus dem Krieg werden beschafft, in die Gemeindepfarrer oder auch in die Vorhallen von Kirchen gefahren, in die Hospize, eine Küche nach der anderen entsteht.

Die Kirche hat nicht tatenlos zugehört

So riefen wir im Winter 1922/23 142 Küchen und Ausgabestellen von warmen Essen ein. Täglich speisen bei uns

in allen Gegenden Berlins bis in den hohen Norden hinauf 16—17 000 Menschen. 21 000 Portionen werden täglich ausgegeben, zum größten Teil unentgeltlich, weil die Menschen ja kein Geld haben. Unsere Diakonissenhäuser reißen sich ausnahmslos ein, einige haben die Speisungen lange Jahre unterhalten und fortgesetzt. Unter den Einrichtungen befinden sich 28 Kinderpeisungen mit 1700 Kindern, außerdem gründen wir Wärmestuben, 40 an der Zahl, in Diakonissen- und Gemeindepfarrhäusern. Damit die Menschen sich nicht an die freie Speisung gewöhnen, können sie Lebensmittel mitnehmen, damit sie da, wo eine Möglichkeit besteht, selbst kochen. Wir weisen ihnen Lebensmittel und Kohlen zu, Erziehungsarbeit in der Wohlfahrtspflege und Liebestätigkeit. Zu Weihnachten werden außerdem an 4000 Familien Lebensmittel und Kartoffeln verteilt im Werte von 14 000 Mark. In 78 Gemeinden werden 5000 Familien regelmäßig wöchentlich oder monatlich mit Lebensmitteln versorgt: etwa 60 500 Mark werden in Form von Beihilfen dafür aufgewendet. Diese Zahlen mögen klein erscheinen, damals waren sie groß. Die Stadt gab täglich etwa 30 000 Portionen aus, dann kam unsere evangelische Liebestätigkeit mit 21 000, die Heilsarmee mit 4000 und mit ebensoviel die Caritas. Wir haben getan, was wir konnten. Die Kirche hat nicht tatenlos bei dem Elend und Zusammenbruch unseres Volkes zugehört. Wir haben ungezählten Menschen, Kindern und Erwachsenen, das Leben gerettet, sie haben es mir schriftlich und mündlich immer wieder bezeugt. Wir haben den Krieg mit der Not geführt, wir haben nicht nach dem Bekenntnis gefragt, ob evangelisch oder katholisch, sondern mit allen unseren Kräften geholfen.

Der Kampf gegen alle Verleumdung

Und dann der geistige Kampf. Ich denke an die Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung in Berlin: Wir wollten die marxistisch-jüdische Front brechen. Kürzlich fällt mir ein Blatt in die Hände, schon etwas gelblich, vom Jahre 1929, der Lokal-Anzeiger. In der Mitte ein treffendes Bild: Da steht unser großer vierseitiger Rathausurm, auf der rechten Seite schleppen die Bürger schwere Säcke mit Gewerbesteuer, Umsatzsteuer usw. ins Rathaus. Auf der anderen Seite wird von den Marxisten das Geld mit vielen Händen ausgestreut, das die Sklaren in ihren Taschen verschwinden lassen. Auf der anderen Seite dieser merkwürdigen Nummer kommt zu meinem maßlosen Erstaunen meine Person zu Wort mit einer gedruckten „Wahlrede“. Ueberschrift: „Man will die evangelische Wohlfahrtspflege zerstören“. Man will die seelische Aufrichtung, die aus der ewigen Quelle des Religiösen fließt, unmöglich machen. Ein Hausvater in einer städtischen Anstalt will mit seinen Kindern das Tischgebet sprechen. Es wird ihm verboten. Die Schwestern im Krankenhaus in Neukölln wollen ihre Mahlzeit mit dem Tischgebet beginnen, es wird ihnen verboten.

In vielen Versammlungen der Freidenker und Marxisten, oft Abend für Abend, unternehmen wir den Vorstoß gegen die fremde marxistisch-kommunistische Weltanschauung. Als die Gottlosenpropaganda beginnt, schult der Evangelische Propagandaverband für Deutschland Hunderte von Pfarrern und rüstet sie mit dem wissenschaftlichen Material, auch mit Literatur aus zum Angriff gegen die rote Front. In wievielen Versammlungen haben wir unsere Haut zu Markte getragen, das war unsere nationale und christliche Pflicht. Wie oft haben wir von den Kommunisten gehört: Ihr Leute von der Kirche seid unsere Feinde, ihr habt im Krieg die Waffen gesegnet, habt zum Krieg geheißen, ihr

steht auf Seiten der Nationalsozialisten. Wir sind unseren Weg weitergegangen, nicht für uns. Wir haben keine Ehre dafür geerntet und kein Geld dafür bekommen, wir haben es getan für unsere Kirche und für unser Volk.

Und heute?

Wir arbeiten auch heute in Berlin und unseren 20 Evangelischen Bezirkswohlfahrtsämtern bzw. Bezirksstellen der Inneren Mission getraut weiter. In der Trinkerfürsorge haben wir sieben hauptamtliche Kräfte angestellt, die etwa 6000 Männer mit ihren Familien, etwa 18000 Personen, betreuen, um dem unausprechlichen Elend, das der Alkohol über die Menschen bringt, zu begegnen. Es müssen Entmündigungen ausgesprochen, Ueberweisungen an Trinkerheilstätten vorgenommen, Verhandlungen mit den Krankenkassen, mit den Behörden in ungeheuren Umfang geführt werden und dazu, was für uns das Wichtigste ist, die seelsügerische Beeinflussung in Verbindung mit unseren Biau-Kreuz-Vereinen, die ja für diese ganze wichtige Arbeit unentbehrlich sind. In der Gefährdetenfürsorge stehen etwa 1500 Frauen und Mädchen in der offenen Fürsorge und etwa 1000 in unseren Anstalten in unserer Pflege. Mehr als 40 Mädchen und junge Männer, die nicht voll einjährig sind für das Arbeitsamt, haben wir auf Landstellen aus fürsorgerischen und erzieherischen Gründen vermittelt. Eine Pfarrfrau auf dem Lande erweist uns da unersehbare Hilfe. Die Bauern haben es kürzlich unserer Fürsorgerin ausgesprochen, daß sie ohne unsere Mädchen die Ernte nicht hätten einbringen können, weder das Korn noch die Kartoffeln. Immer neue Bitten ergehen an uns, hier zu helfen, weil der Arbeitermangel in der Mark noch so unerhört groß ist. So wird sowohl den Mädchen, die sich z. T. in ungeahnter Weise zu einer gesunden Lebensführung entwickeln, wie dem Bauern geholfen. Um den Kranken in unserer Reichshauptstadt zu helfen, haben wir im Westen Berlins das große Martin-Luther-Krankenhaus durch den Verein zur Errichtung evangelischer Krankenhäuser ins Leben gerufen. Das Haus ist vielfach überbelegt und kann dem Bedürfnis aus Platzmangel oft nicht genügen. 50 evangelische Krankenhäuser hat der Verein entweder angeregt oder durch seine Bemühungen mit gebaut, auch ein großes Werk der Inneren Mission von Berlin aus. Wir haben in der geschlossenen Fürsorge 9295 Betten mit 7591 täglich Betreuten und 2714 140 Verpflegungstagen für das Jahr. Davon entfallen auf das von unserem Gesamtverband im Jahre 1924 gegründete Säuglings- und Mütterheim, das täglich überbelegt ist, 13 084 Verpflegungstage und auf das Evangelische Frauenheim des Gesamtverbandes der Berliner Inneren Mission, das ebenfalls bei 140 Plätzen die Zahl der um Aufnahme Bittenden nicht mehr fassen kann: 48 183. Besonders groß ist die Not auf dem Gebiet der Altersfürsorge, der wir aber zu Anfang des nächsten Jahres durch Uebernahme einer anderen großen Anstalt der Inn. Mission abzuhelfen hoffen. In der halboffenen Fürsorge, also in Kindergärten und Horten, haben wir 6881 Plätze. In sieben Volkshäusern werden noch jetzt täglich 2500 Portionen ausgegeben. In der offenen Fürsorge haben wir aus der irdischen pfarramtlichen Tätigkeit eine Gesamtzahl von 10 206 Betreuten errechnet, so daß wir 24 620 Menschen als Gesamtzahl der Betreuten der Inneren Mission in Berlin feststellen können. Ich will damit schließen und nur den einen Wunsch aussprechen, daß Gott, der Herr, uns diese schöne und gesegnete Arbeit erhalten möge.

Kindermund zu heil'ger Stunde

Nachdruck verboten.

Sie hatten Taufe. Sie hielten sie im Hause ab. Ob es feierlicher und christlicher ist, die Taufe im Gotteshause abzuhalten als im eigenen Hause? Für die heiligen Handlungen, für die Sakramente ist das Gotteshaus da. Wenn man erwachsen, wenn man alt geworden ist, und man geht an dem Gotteshause der Heimat vorbei und sagt sich: dort bist du getauft — oder man tritt ein ins Heiligtum und legt die Finger an den Taufstein, an dem einst die Kinderkirm mit dem Wasser der Taufe genest worden ist — das sind Sachen, die zum Herzen sprechen. Aber auch die Haus-taufe läßt sich rechtfertigen. Gott wohnt nicht nur in Häusern mit Turm und Glocken, gern tritt Christus ins Bürger- und Bauernhaus hinein, und wo er eintritt, da macht er es zum Gotteshaus. Jedenfalls hat man sie im Hause alle bekräftigen, die Familienglieder, nicht nur Vater und Mutter und die Paten dazu, auch die alte kranke Großmutter, die sich schwer vom Lehnstuhl erheben kann, und die lieben Kleinen, die Kinder.

Ob man die Kinder zu einer Tauffeier zulassen kann? Ob es nicht geratener ist, sie in der Kinderstube zu lassen: „Verhaltet euch ruhig, die kleine Schwester wird getauft! Wenn es vorüber ist, dürft ihr herein!“ Ein Pfarrer liebte es, bei Tausen im Hause alle die Kleinen herbeizurufen, sie in die vorderste Reihe stellen zu lassen und ihnen zu sagen: „Nun faltet die Hände, liebe Kinder, seid andächtig und prüft euch ein, was mit dem Kinde geschieht!“ Und er machte dabei immer gute Erfahrungen.

Einmal hat er etwas überaus Liebliches erlebt.

Sie hatten Taufe, Taufe im Hause. Das Tischchen ist gedeckt, der kleine Taufstein ist herrlich ausgeschmückt. Die Mutter hat den Brautischleier über das Tischchen gebreitet. Die größeren Kinder haben ihn mit Rosen besetzt. Darauf steht die Taufschüssel mit der Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen. Die Kirche hat sie geliebt.“

Der Pfarrer kommt. Er freut sich über den geschmückten Tisch, über den Schleier, über die Rosen. Mehr noch schätzt und liebt er die lebendigen Rosen des Hauses, die Kinder. Es sind ihrer sieben. Er hat sie alle getauft. Er kennt sie alle wohl, und sie kennen ihn auch und grüßen ihn verschämt, wenn sie ihn auf der Straße treffen.

„Wo sind die Kinder?“ ruft der Pfarrer, als die heilige Handlung beginnen soll. Da sind sie, alle sieben! In der ersten Reihe stellen sie sich an, hinter ihnen die Paten. Es ist ein liebliches Bild, die sieben Kinder, und vor ihnen das achte, das kleine Schwesterlein, das getauft werden soll!

Die Taufe beginnt. Die Rede wird gehalten, das Vater-unser gebetet. Dann spricht der Pfarrer das Glaubensbekenntnis. Und wie er nun fragt: „Ist dies auch euer Glaube, euer Bekenntnis? Wollt ihr, daß dies Kind auf diesen unseren Glauben getauft werde?“ da antworteten nicht nur die Stimmen der Paten, sondern auch Klein-Elisabeth, die vierjährige, ruft wie ein Glöcklein so laut mit geröteten Wangen, mit leuchtenden Augen ihr „Ja!“

Die Taufe ging ohne Störung zu Ende, obwohl es die Versammlung durchzuckte, als das Kind so freudig sein „Ja“ dazwischenrief. „Aber Elisabeth, was hast du nur gemacht?“ sagte der Vater, als der Pastor das Amen gesprochen hatte. Der aber streichelte die Kleine und sagte: „Nichts hat mich seit langem so herzlich erfreut wie dein fröhliches Ja!“ Er dachte an die Bibelfelle aus dem 8. Psalm: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet.“

Entnommen dem „Evangelischen Volkskalender der Diakonissenanstalt Bösen auf das Jahr 1938.“

Auf das Zeugnis der Laien kommt es an

Die kirchenpolitische Lage bringt es mit sich, daß schon im letzten Jahre die praktischen Aufgaben und Arbeiten der einzelnen Gemeinden im Vordergrund standen, und so wird es vorerst auch bleiben. Es wird auch weiterhin Aufgabe der Kirche sein, so schreibt die Wochenschrift „Um Glauben und Kirche“, auf die Glaubensnöte der Menschen zu hören und ihnen Antwort zu geben. Die Kirche soll nicht schnell urteilen und richten, wenn jemand Fragen stellt oder andere Wege geht, sondern sie soll ihm helfen. Denn ihre Aufgabe ist ja nicht, eine große Organisation nach irdischer und weltlicher Art zu sein, sondern die Wahrheit Gottes unter das Volk zu bringen. Die Kirche muß offen denen Rede und Antwort stehen, die den Zugang zu der Wahrheit der biblischen Verkündung nicht finden. Wenn ihr in diesen Jahren ein großes Geschenk zuteil geworden ist, dann das, daß längst nicht mehr nur ihre Geistlichen, sondern alle ihre Glieder überall nach dem Zeugnis des Glaubens gefragt werden. Bei der Stärkung der Gemeinden kommt den Predigern des Evangeliums eine besondere Aufgabe zu. Bei dem Zeugnis nach außen dagegen haben die Laien weithin die größte Einwirkung und deswegen auch die größere Bedeutung. Aber es ist ja eins der erfreulichsten Zeichen unserer Zeit, daß die Frage nach Gott überall in den Herzen lebt, und daß an allen Ecken und Kanten davon gesprochen und darum gerungen wird. In den Werkstätten, in den Straßenbahnen, in der Geselligkeit der Familien, überall kommt die Frage nach Gott zum Worte. Um diese Fragen fallen wirklich Glaubensentscheidungen!... Das größere Stück der kirchlichen Aufgabe muß von den Männern und Frauen aus der Gemeinde geleistet werden, die in aller Schlichtheit ein Zeugnis von Christus unmittelbar in der Alltagsfront des hürgerlichen Lebens abzulegen haben. Die Kirche ist in eine Zeit der großen Verantwortung der Laien eingetreten. Das haben wir bereits mehrfach in entscheidenden Stunden des letzten Jahres erfahren.

*

Was die evangelische Bahnhofsmission leistet

Jeder hat sie schon gesehen, die Schwester oder Helferin mit rosa Kreuz auf weißer Binde am Arm, wenn sie auf dem Bahnsteig ein Kind erwartet oder zum Zuge bringt. Auf allen größeren Bahnhöfen arbeitet die Evangelische Bahnhofsmission. Insgesamt sind es 362 Bahnhofsmissionen, die mit 16 Unterverbänden zu dem „Reichsverband der Evangelischen Deutschen Bahnhofsmission“ zusammengefaßt sind. Dazu kommen noch 19 Frauen- und Mädchenvereine, die die gleiche Arbeit treiben. Wie viele Hunderttausende haben durch die Bahnhofsmission schon Rat und Hilfe gefunden. Die Zahlen der Statistik, die jetzt für das Jahr 1936 vorliegen, sprechen für sich, auch wenn sie nur den äußeren Rahmen dieser in aller Stille getriebenen Arbeit darstellen können. Im Rahmen der Fürsorge an Frauen, Kindern und Männern konnte die Bahnhofsmission in 406 683 Fällen einspringen, bei Transporten von Kindern, Landheilkern und Müttern in 83 503 Fällen. Bei Unterbringung, Speisung und sonstiger Pflege und Betreuung half die Bahnhofsmission 457 764 Reisenden. Darüber hinaus konnte in Zusammenarbeit mit staatlichen und städtischen Wohlfahrtsämtern sowie mit den Organisationen der freien Wohlfahrtspflege insgesamt 406 488 Mal Rat und Hilfe erteilt werden.

Glaubenskraft

Wenn Jesus von uns kein Glaube gewährt wird, dann erscheint uns seine Ewigkeit notwendig als eine theologische Phantastie der Apostel. Damit wir ihm die vollständige Verbundenheit mit Gott zutrauen, muß er uns glaubhaft geworden sein, so daß wir an ihm Gottes Wort vernehmen und Gottes Wort sehen. Nur der an ihn Glaubende kann von seiner Gottheit reden und nur er soll von ihr reden und dies dazu, damit er an ihn gläubig sei.

Adolf Schlatte.

*

Aus der Gemeinde

Gottesdienste in der Lutherkirche jeden Sonntag um 10 Uhr, Kindergottesdienste daselbst jeden Sonntag um 11½ bis 12¼ Uhr.

Am Sonntag Reminiszere, der auf den 13. März fällt, begehen wir auch in der Kirche den Helldengedenktag.

Sonntag, den 27. März, findet im Anschluß an den Gottesdienst eine Abendmahlfeier statt. In demselben Sonntag wird, hoffen wir, die Orgel eingeweiht.

In der Passionszeit finden jeden Mittwoch, abends 8 Uhr, Passionsandachten statt, zuerst am 9. März, dann am 16., 23. und 30. März und am 6. April. Wir haben freilich noch nicht die rechte Beleuchtung in der Kirche, weil Mittel für die Kronleuchter noch fehlen (der Kronleuchter, der bei der Einweihung hing, war nur zur Probe angebracht), aber wir können die Kirche doch genügend für Abendgottesdienste beleuchten.

Die Orgel soll, so ist es geplant, zur Konfirmation, die am 3. April stattfindet, fertig sein. Daher ist ihre Weihe auf den 27. März angesetzt. Die Firma E. Kemper & Sohn in Lübeck baut sie nach den Angaben des Organisten Gerhard Groth in Langenhorn. Wir dürfen hoffen, daß ein gutes Werk zustande kommt, keine Konzertorgel, sondern eine Orgel mit klaren, festen Stimmen, wie man sie früher baute, ein Werk, das die besondere Eigenart der Orgel in möglichster Vollendung aufweist, für den Gottesdienst bestimmt und gleichzeitig geeignet, die hohen Werke der Kirchenmusik wiederzugeben.

Zu der Orgel gehört der Organist. Die Organistenstelle ist ausgeschrieben. Bewerbungen sind an den Unterzeichneten zu richten. Mit Fertigstellung der Orgel legt Frau J. Ahland ihr Amt als Organistin nieder. 6½ Jahre mit einer kurzen Unterbrechung hat sie das Harmonium betreut, zuerst im Kindergottesdienst, dann nach Weggang von Dr. Kuckuf, der von Dezember 1933 bis Ende Februar 1934 bei den Hauptgottesdiensten das Harmonium im Herrenhaus spielte. — den Kindergottesdienst ließ Frau Ahland sich nicht nehmen — auch im Hauptgottesdienst. Mit seltener Hingabe und großer Aufopferung hat sie all die Zeit ihres Amtes gewaltet und dadurch zum Aufbau unserer Gemeinde mit beigetragen. Die Gemeinde ist ihr zu großem Dank verpflichtet.

Die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfe und Gemeindefürsorge Frau M. Lührs ist telephonisch unter 25 55 87 zu erreichen.

Pastor D o e d.

Waldstraße 39, Tel.: 59 54 85.

Gemeinde-Blatt

für

Wellingsbüttel (Kirchspiel Bramfeld)

April

Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber! 2. Kor. 5, 19.

1938

Das erste Wort Jesu am Kreuz

„Und es war die dritte Stunde, da sie ihn kreuzigten. Jesus aber sprach: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“

Was geht im Herzen Jesu vor, als sie ihn ans Kreuz geheset haben? — Er erlebt einen Sieg der Verlogenheit und Grausamkeit der Menschen. Keine höhere Macht lächelt ihre strafenden Blicke auf all das Höhnern und Wüheln herab. Hier ist voller Triumph des Bösen. Wie reagieren wir darauf, wenn mal Ungerechtheit und Bosheit uns trifft? Wieviel Bitterkeit will da aufstehen und uns übermächtigen! Es ist uns, als mühten wir uns dann räcken durch Menschenverachtung. Das ist ja die einzige Waffe des Wehrlosen, an die rache und verlogene Gewalt ausgeliefert. Er verachtet aus tiefster Seele. Und wie oft verzweifelt er an Gott. Wie kann Gott den Triumph der Lüge zulassen?

Was aber geht in Jesu Herzen vor? Wir erfahren es aus den sieben Worten, die er am Kreuz gesprochen. Sie geben uns den tiefsten Einblick in sein Wesen. Denn in einer solchen Lage, wo Leib und Seele verschnachten, wird das zum Vorschein kommen, was in der tiefsten Seele lebt. — Und was da zum Vorschein kam, war eine Bitte, die über die natürliche Kraft des Menschen weit hinausgeht. Nur nach Christus und im Blick auf sein Beispiel können Menschen den Gedanken dieses Gebets überhaupt denken. Hier sehen wir, daß nur Göttliches in ihm war. Darum kam auch nichts anderes zum Vorschein als dieses. Da ist kein Wort der Anklage gegen Gott oder gegen Menschen, kein Wort der Bitterkeit oder des Fluchens. Da ist nur das Wort: Vater! Nach dem allen das Wort „Vater“! Er bleib, was er ist: Gottes Sohn! Er gibt seinem Vater auch hier sein Ja. Er bejaht die Macht des ewigen Vaterherzens. Er sagt: auch dieses alles ist unter der Macht dieses Herzens. Die Geister der Tiefe warteten auf das Nein. In den satanischen Abgründen wäre auch das heimlichste Nein seines Herzens wie durch Lautsprecher verstärkt mit Triumph gehört worden. Sie horchten auf, ob nun nicht auch er endlich nein sagen würde, wie sie selbst ja ein einziges großes Nein zu Gott sind. Aber sie haben immer nur ein Ja vernommen.

Welche Fülle von Leben bewegt sein Herz! Er sieht nicht nur nach oben, ganz konzentriert und gesammelt, um alles andere zu vergessen, er sieht auch nach unten. Er hält sich nicht nur an seinen Vater, — er hält auch zu den Menschen dort unten. Und was für welche! Ihr schadenstrahendes Lachen gelte über den Hügel hin, ihr Hohn schlägt empor zu seinem Martyrbild. Dumme Waise beleidigen sein Ohr. Wer würde ihm verargen, wenn er klagte, wenn er verwünscht und fluchte? Wie mancher menschlich Großer hat leiden müssen unter der Beschränktheit seiner Zeitgenossen! Sie haben ihn von sich gestoßen und ihn angebellt wie der Hund den Mond. Und er? Er hat schließlich keine andere Waffe gehabt, um sein Heldentum zu bewahren, als die Waffe eiskalter Verachtung. So strahlt ein heldenhafter Mensch die, die tief unter ihm stehen.

Nur Jesus tut das nicht. Aus den Tiefen seiner Seele steigt etwas ganz anderes herauf. Es verdichtet sich und findet seine Form in dem Gebetswort: „Vater, vergib ihnen...“

Wir können dieses erste Wort vom Kreuz nicht anders hören, als daß wir daran denken: ja klickt er dazu ja auch auf uns herab, der lebendige, auferstandene, ewige Herr. So spricht er dann ja auch über uns sein: „Vater, vergib ihnen!“ Der Hebräerbrief sagt: Er lebt immerdar und bittet für die, die durch ihn zu Gott kommen (Hebr. 7, 25). Und ob jemand sündigt, ja haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesus Christus, der gerecht ist, sagt Johannes (1. Joh. 2, 1). Ja, wir brauchen diesen Fürsprecher alle miteinander, ob wir es wissen oder nicht, nicht nur im Sterben, sondern auch im Leben. Amen.

Georg Christianien.

Vorboten des Osterfestes

Die Zeit der kleinen Sträuße ist wieder da. Die Schneeglöckchen machen den Anfang. Mitten im Gewühl der Straße kommen sie auf einen zu: Bitte, lieber Herr, ein Frühlingsträußchen. Kinderläufe halten sie dir entgegen, in Körben liegen sie ausgebreitet, alte Frauen rufen sie als Ware aus. Mancher bleibt stehen und kauft ein Sträußchen. Sie sind nicht sehr haltbar, aber wie sollten sie auch, da sie doch nur Vorboten sind: Schon drängt der

Krofus an ihre Stelle, und die gelben Märzbecher wollen auch nicht länger warten. Wir wissen, der Winter ist überwunden...

Die Kinder rüsten sich zur schönsten Feier, zur Konfirmation. Ihre Herzen klopfen, wenn sie an den großen Tag denken. Dann werden die Glocken läuten, anders als sonst: festlicher, jubelnder — und doch wird man einen leichten Schauer spüren, wenn man unter dem brausenden Klang der Orgel zögernden Fußes zum Altar schreiten wird, und rechts und links stehen die Menschen und schauen. Die Eltern sind da, die Geschwister, die Freunde, und durch die Fenster der Kirche fällt in breiten Streifen das Sonnenlicht. Freude und Bangen reichen sich die Hand am Tage der Konfirmation. Die Erwachsenen wissen aus ihrer Jugend, wie es war: das schöne Bild der festlich gekleideten Kinder ruft allerlei Erinnerungen in ihren Herzen wach. So war es damals, genau so — und heute? Oft ist es ein schmerzlicher Vergleich: manche Hoffnung getrübt, manches Vertrauen zuschanden gemacht. Was half's, man mußte hindurch. Man mußte es hinnehmen. Es ist ganz still in der Kirche, die Kinder sprechen im Chor. Es sind dieselben alten Worte, die man einst auch gesprochen hat: „Ich glaube“, so beginnt es. Die alten Worte gelten also auch heute noch; die Empfindungen von damals sind verklungen — aber geblieben ist, was mehr ist als Empfindung, mehr als der Schauer eines weihenollen Augenblicks.

Aber wenn man an die Zukunft der Kinder denkt und an alles das, was man selber seit jenem schönen Kindheitsmorgen durchlebt hat — so wird man auch an den ernennten Zeichen des Kreuzes nicht vorübergehen können. Denn die Mächte des Lebens, mit denen der Mensch zu tun bekommt, sind dunkel und fremd wie das Kreuz. Todesmächte sind es, und kein Frühlingstag, kein Festesglanz ist ihnen gemachtem. Das Kreuz ist das Zeichen des einzigen, der diese Mächte bestanden hat, in der Willigung des Todes. Und der sie überwunden hat, kann auch uns helfen, sie zu bestehen. Seine Passion ist der tiefste Sinn dieser vorüberfliehenden Zeit.

Dr. K. J.

Der Konfirmationspruch

Es wurde ein vor einem Jahr konfirmiertes Mädchen gefragt, wie ihr Konfirmationspruch hieße, und — sie wußte ihn nicht mehr. Ja, wozu werden denn die Sprüche gegeben? Doch als eine Lebenslösung. Weißt du deinen Spruch? Und hältst du dich danach? — Eine Frau erzählt: Ich hatte seit einiger Zeit ein flinkes, allzeit fröhliches Mädchen im Hause, und jeder, der eine fremde Hilfe haben muß, weiß, was das für einen Haushalt bedeutet. Nun ging ich eines Tages in ihr Zimmer, sie holte sich gerade eine neue Schürze aus ihrer Kiste und hatte den Deckel zurückgeschlagen. Große Kreidebuchstaben bedeckten sein Inneres, und ich erkundigte mich, ob sie sich dahinein etwas Wichtiges geschrieben habe? „Ja“, sagte sie und schlug ihre Augen voll zu mir auf. „das ist mir sehr was Wichtiges! Hier, dies ist mein Einsegnungspruch, und daneben, das ist der Spruch, den unser Lehrer mir gesagt hat. Jedem, der aus der Schule kam, gab er einen Spruch, den sollten wir besonders behalten. Ich dachte nun, wie ich wohl oft an die Sprüche denken müßte, und da habe ich sie mir beide in den Deckel meiner Kiste geschrieben. Hole ich mir was heraus, sehe ich sie immer und lese sie.“ „Bleibe fromm und halte dich recht“, las ich, näher tretend, und: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit.“ Sie las sie aber nicht nur, sie schrieb sie sich auch ins Herz. Drei Jahre war sie in meinem

Hause, ohne einen Grund zur Klage zu geben, und ich hätte sie gern noch länger behalten, doch die Eltern waren alt, wurden krank, und sollten sie nicht das Hänschen verlieren, mußte eins der Kinder helfend heimkommen. Keins der andern wollte diese Last auf sich nehmen; sie wußte auch, daß sie es nicht leicht bekommen würde, aber gehorsam dem vierten Gehot ging sie heim, ertrug die Wanderschaften der unfröhlichen Eltern in Geduld und schaffte mit fast übermenschlicher Kraft, die überaus schlechten Verhältnisse zu ordnen. Und Gottes Segen war mit ihr. Jetzt hilft ein braver Ehemann ihr die Last tragen; als Trauzeug erbat sie sich ihren Einsegnungspruch: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit.“ Wüßte auch dein Einsegnungspruch dir ein Licht und Wegweiser auf deinem Lebenswege sein.

Lamm und Adler

Uns Christen ist das „Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt“, ein heiliges Symbol. Dieses Symbol beschimpft in der Zeitschrift „Technische Mitteilungen“ (Heft 19) ein „Professor“ mit folgenden Bemerkungen: „Unser Symbol ist das Hakenkreuz und der Adler, und das Symbol der anderen ist das Schaf! Das ist doch die reine Wahrheit! Warum haben die anderen das Schaf als Symbol? Das ist das Sinnbild ihres Erziehungsideals, nicht wahr? Wir haben den Adler als Sinnbild unseres Erziehungsideals. Zwei Weltanschauungen stehen sich hier gegenüber, und ihre Symbole sind die Tiere, die sie sich als Ausdruck ihrer Auffassung der Welt geschaffen haben. Das Schaf ist niemals selbständig, immer in Massen, als Herde, nicht wahr? Nun stellen Sie sich eine Kompanie Soldaten mit der Kanarre vor, die das Lied singt: „Weil ich Jesu Schaflein bin...“ Damit kann man keinen Krieg gewinnen. Stellt Euch einmal vor, das Erziehungsideal ist ein Schaf! Prinzip: die Herde. Hat der Bolschewismus nicht daselbe Prinzip: die Veranfassung?“ Dieser Artikel ist bezeichnend für manche beliebte Art der Bekämpfung des Christentums, aber sonst nicht wert, daß man sich viel mit ihm auseinandersetzt. „Wenn das Naisische Griechentum“, so bemerkt hierzu sehr treffend D. Traub, „neben seinen höchsten Gott Zeus oder der Germanen neben seinen großen Thor den Widder stellt, so besagt das für einen solchen Artikel nichts, weil er ja nur das Christentum herabsetzen will. Er erzählt seinen Lesern auch davon nichts, daß das Schaf in Ägypten als hochheiliges Tier galt und daß der Herr Professor sehr hüthen wird, die alten Ägypter deshalb als ein feiges, unmännliches Volk zu erklären, wie er das dem deutschen Christenvolk heute tut. Uebrigens, Herr Professor, warum erzählen Sie Ihren Lesern nicht, daß man tatsächlich mit solchen christlichen Liedern, die Sie verächtlich machen, Schlachten nicht nur gewinnen kann, sondern gewonnen hat? Es ist nur gut, daß Sie nicht zur Zeit Friedrichs des Großen gelebt haben, dessen Grenadiere christliche Choräle genau gekannt haben. Sagen sie doch beim Anmarsch zu der Schlacht bei Deuthen: „Hilf, daß ich tu mit Fleiß“, und nach gewonnener Schlacht: „Nun danket alle Gott“, lauter christliche Lieder! Als 1919 die evangelischen Pastoren von den Bolschewisten zur Hinrichtung geführt wurden, sangen sie das Lied: „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl“ und wurden mit solchem Gesang auf den Lippen aufrecht stehend von den Angefern getroffen. Waren es etwa Drückeberger oder Feiglinge, die im Weltkrieg als christliche Soldaten gesungen haben: „So nimm denn meine Hände“? Genug! Uebergenug! Wer solchen Artikel schreiben kann, richtet das Christentum nicht!“

Bleibe deiner Kirche treu!

Ein jeßorgerliches Wort an die Schwankenden

Der badische Landesbischof D. Kühlewein hat ein Wort an die Gemeinden ergehen lassen, in dem er zur Treue gegenüber der Kirche aufruft und eine jeßorgerliche Mahnung an die Schwankenden richtet, die in der Gefahr stehen, sich von der Kirche abzuwenden. „Wer aus der Kirche austritt“, so heißt es in dem Wort des Landesbischofs, „der trennt sich von der Gemeinde und begibt sich aller Rechte und auch aller Pflichten, die er der Gemeinschaft der Glaubensgenossen gegenüber hat. Er verzichtet auf die Gemeinschaft des Glaubens und des Sacramentes, er macht sich zum Einzelgänger. Er verliert die Gemeinschaft des Gebets und die Kraft und Hilfe, die darin liegt, er gibt sein Patenrecht auf, er verliert das Recht auf eine christliche Bestattung und bringt dadurch oft auch seine Familie in große innere Not.“

„Ist denn das alles etwas so Geringes“, so ruft der Landesbischof den Schwankenden zu, „daß man es so leicht hin und unbezogen preisgeben kann? Wir verdanken doch wahrlich unserer Kirche das, was Luther den allerheiligsten Schatz und das Kleinod unseres Lebens nennt, das Evangelium von Christus, unserm Heiland und Erlöser. In unserer Kirche sind wir gelaufen und Christi Eigentum geworden, in unserer Kirche wurden wir im Glauben an ihn unterwiesen und haben bei unserer Konfirmation ihm die Treue zugesagt, in unserer Kirche haben wir je und je das Wort des Lebens gehört, unsere Kirche hat uns beten und glauben, lieben und hoffen gelehrt, unsere Kirche war uns Freundin und Führerin in bangen, schweren Stunden unseres Lebens und eine Gehilfin unserer wahren Freunde. Ist es recht, ist es ein Zeichen deutscher Treue, wenn wir ihr leicht hin und kalt den Rücken kehren, ohne zu bedenken, was wir ihr doch für unser ganzes Leben und für die Ewigkeit verdanken, ist es recht, daß wir ihr vielleicht gar den Abschied geben, um die äußeren Opfer los zu werden, die wir dafür bringen müssen?“ Manche seien der Meinung, daß sie auch außerhalb der Kirche Christus haben und an Gott glauben könnten. Sicherlich sei die evangelische Kirche nicht der Meinung, daß nur innerhalb ihrer Mauern Christus und Gott zu finden seien. Aber Christus habe sich an keine Gemeinde gebunden, darum — wer sich von Gemeinde trenne, der trenne sich auch von Christus. Freilich könne sich seinem Einfluß in unserem Volk niemand ganz entziehen. Mancher zehre, ohne daß er es wisse, noch eine Zeitlang von dem Erbe, das er aus der Kirche mitbekommen habe. Deshalb ist es nicht, so erklärt der Landesbischof, „die Sorge um die Kirche, die mich bewegt, denn sie lebt nicht von dem Willen der Menschen, sondern von dem ewigen Evangelium und steht in der Gewalt ihres Herrn. Was mich bewegt, ist vielmehr die Sorge um unsere Glaubensgenossen, daß sie sich nicht um den Trost und den Segen des Evangeliums bringen. Ich rufe besonders alle Eltern an, daß sie der Jugend mit aller Liebe und Gewissenhaftigkeit beistehen und in der Treue zur Kirche vorangehen“.

„Die Passionszeit erinnert uns alle aufs neue mit heiligem Ernst daran, daß Christus sein Leben nicht gespart, sondern um unserer Seligkeit willen geopfert hat. Laßt uns aufsehen auf ihn und unbezogen ihm die Treue halten, die er von uns erwartet. Weil es aber unsere Kirche ist, in der wir zu Christus gekommen sind, die uns das Wort vom Kreuz, das seligmachende Evangelium bezeugt, so wollen wir auch unserer Kirche die Treue halten. Gewiß ist sie in schwere Wirren hineingeraten und vielfach in sich selbst uneins geworden, aber das ist kein Grund, an ihr

irre zu werden. Vielmehr muß die Not unserer Kirche und der Kampf, in dem sie steht, dazu helfen, daß wir sie umso mehr lieb haben, ihre Not als unsere mittragen und uns auf den festen Grund Gottes stellen, der da heißt Christus. Solange er bei uns ist und wir sein Wort halten, haben wir nichts zu fürchten.“

*

Hilferjugend und Kirche.

Zwei Verfügungen der Reichsjugendführung.

Im Verordnungsblatt der obersten Reichsbehörde Jugendführer des deutschen Reiches und der Reichsjugendführung der NSDAP. sind, wie der Reichsjugend-Kreisdienst mitteilt, zwei Verfügungen erschienen, die zusammen mit dem kürzlich erlassenen Dienstplan die Grundbestimmungen für die Regelung des Verhältnisses der Hitlerjugend zu den Konfessionen bilden. „Der Reichsjugendführer hat“, so heißt es u. a. im Reichsjugend-Kreisdienst, „bereits im kürzlich erlassenen Sommerdienstplan für die gesamte Hitlerjugend die Zeiteinteilung so festgelegt, daß den Angehörigen aller HJ-Gliederungen die Möglichkeit gegeben ist, den allgemeinen und regelmäßigen Pflichten ihrer Konfessionen nachzukommen. Eine der beiden neuen Verfügungen gibt nun über diese Zeiteinteilung hinaus die Möglichkeit, in außergewöhnlichen Fällen für besondere Veranstaltungen von Kirchen oder Glaubensgemeinschaften Urlaub zu gewähren. Als solche außergewöhnlichen Fälle gelten alle jene religiösen Veranstaltungen, die länger als einen Tag dauern, und deren Besuch die Jugendlichen an der Erfüllung ihres pflichtmäßigen Dienstes in der HJ. hindert.“ Als in Betracht kommend werden hier genannt kirchliche Uebungen, Rüstzeiten, volksmissionarische Kurse, Vorbereitungen für kirchliche Prüfungen, Konfirmandenunterricht usw. In den bezeichneten Fällen muß im allgemeinen einem Urlaubsansuchen stattgegeben werden. Es wird sämtlichen Dienststellen der HJ. unterfragt, solche Ansuchen aus irgendwelchen konfessionellen oder religiösen Gründen abzulehnen oder sie nach Konfessionen und Glaubensgemeinschaften unterschiedlich zu behandeln oder auch den Antragsteller aus der Tatsache der Antragstellung irgendwelchen Nachteil im Dienst erwachsen zu lassen. Für eine etwaige Ablehnung eines solchen Gesuches können, falls kein Gegensatz zu staatlichen Gesetzen oder Verordnungen vorliegt, nur rein dienstliche oder innerdisziplinäre Gründe maßgebend sein.

Angehörige der HJ., die an derartigen außergewöhnlichen kirchlichen Veranstaltungen teilnehmen, ohne um solchen Urlaub nachgesucht zu haben, werden im Rahmen der Disziplinarordnung der HJ. bestraft. Für die Dauer eines HJ.-Lagers kann für kirchliche Lager kein Urlaub gewährt werden. Weiter wird bestimmt, daß Urlaubsansuchen, falls sie in einem Uebermaß gestellt werden, das den Dienstbetrieb der HJ. beeinträchtigt, ebenfalls abgelehnt werden können. Die Ansuchen müssen daher auch, und zwar zur Ermöglichung einer diesbezüglichen Vorausicht, spätestens zwei Wochen vor der beabsichtigten kirchlichen Veranstaltung auf besonderen Formblättern bei den zuständigen HJ.-Führern eingereicht werden. Sie können sich entweder auf die Befreiung vom gesamten Pflichtdienst der HJ. für eine bestimmte Zeit oder auf die Befreiung von einem bestimmten Teil der regelmäßigen Pflichtübungen für eine bestimmte Zeit beziehen. Die zweite Verfügung stellt eine Zusammenfassung aller bisher zur Frage der Doppelmitsgliedschaft bei HJ. und konfessionellen Jugendverbänden erlassenen Anordnungen dar.

Das Blutbad von Verden — ein Geschichtsrirrum

Die Frage, ob das Blutbad von Verden während der Sachsenkriege Kaiser Karls eine geschichtlich feststehende Tatsache ist oder nicht, ist noch immer heftig umstritten. Zwar neigt die heutige Geschichtsforschung dazu, hier einen Geschichtsrirrum anzunehmen, der durch die Ungenauigkeit der geschichtlichen Quellen verursacht ist. Aber trotzdem spielt diese Frage, die leider einen weltanschaulichen Beigeschmack bekommen hat, in den Kämpfen deutschgläubiger Kreise gegen die protestantische Kirche immer eine Rolle. Um so beachtlicher ist das Ergebnis der Untersuchung, die Staatsminister a. D. Dr. Hartnack in der Monatschrift „Deutschlands Erneuerung“ dieser Frage angeheben läßt. Hartnack knüpft an die Schrift von Prof. Karl Bauer an, die er auf ihren Wahrheitsgehalt prüft. Er gibt zu, daß die Quellen jener Zeit sich an entscheidenden Stellen widersprechen, und daß es deshalb schwierig sei, gegenüber solcher Berichterstattung nach nach mehr als 1000 Jahren die Wahrheit aus Nicht zu bringen. Aber dennoch dürfe man dem Bericht von Einhart, dem Geschichtsschreiber Karls des Großen, nicht einen so großen Vorzug geben, daß darüber die früheren Berichte als unsicher gewertet würden. Hartnack kommt in Übereinstimmung mit der Darstellung Bauers zu folgendem Ergebnis: „So ist es gekommen, daß aus dem wirklichen Geschehnis der Wegführung jener Geschichtsrirrum von der unsäglich widerwärtigen Abschachtung von 4500 edlen sächsischen Männern wurde, durch die, wenn sie wahr wäre, Kaiser Karl, der als Franke immerhin deutschen Blutes war, mit unausstehbarer Schande behaftet bliebe. Man kann (dem Geschichtsforscher) Dietrich Schaefer nicht beistimmen, wenn er gemeint hat, Karl bleibe groß genug auch ohne seine Rettung vor dem Vorwurf der Tötung von 4500 Sachsen. Vielmehr wäre seine Größe dahin, wenn er solcher Abschachtung schuldig bliebe. Aber nach Bauers Untersuchungen ist Karl freizusprechen von der schweren Schuld, ein so schreckliches Blutbad zu Verden angerichtet zu haben. Es ist mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit nichts anderes, als ein geschichtlicher Irrtum. Und gerade das niederländische Empfinden wird dankbar sein, wenn ihm das beschämende Gefühl genommen wird, daß niederländische Männer zu Tausenden ihr Haupt dem Henker hätten hängen müssen.“

Ein Neues Testament für Neuguinea

Die Neuenhettelsauer Mission hat in Verbindung mit der Württembergischen Bibelanstalt eine neue Missionsbibel geschaffen. Es ist das Neue Testament in der sogenannten Kate-Sprache für das frühere deutsche Kolonialgebiet Guinea. Der Kate-Stamm kam vor etwa 30 Jahren zum Christenglauben. Viele von den Kate-Christen sind seitdem zu Evangelisten für die umwohnenden anderen Papua-Stämme geworden. Die Mission hat ein besonderes Kate-Seminar zur Ausbildung eingeborener Lehrer geschaffen, die ebenfalls in ganz Neuguinea eine weitreichende Wirksamkeit entfalten konnten. Durch ihre Arbeit ist auch die Kate-Sprache immer weiter verbreitet worden; sie wird jetzt von nahezu 50 000 Menschen verstanden, die nun das Neue Testament in ihrer Sprache erhalten.

Ein Ruf zur Sammlung

Der Bund Deutscher Hochschullehrer im Bund für Deutsches Christentum hat allen Kirchenleitungen der Deutschen Evangelischen Landeskirchen die nachstehende Entschliessung zugeleitet: „Der Bund Deutscher Hochschullehrer im Bund für Deutsches Christentum wendet sich im Hinblick auf den erhebenden Verlauf der Reichstags-Sitzung vom 20. Februar 1938 an alle evangelisch-protestantischen Kirchen Deutschlands, die sich dem Bund für Deutsches Christentum noch nicht angeschlossen haben, mit der dringenden Bitte, diesen Anschluss jetzt zu vollziehen. Denn die Stunde ist gekommen, daß die Zersplitterung des deutschen Protestantismus und der Streit seiner einzelnen Gruppen untereinander endlich aufhören muß. Der deutsche Protestantismus muß sich der großen Zeitenwende in der Geschichte des deutschen Volkes würdig erweisen durch entschlossenes Eintreten für völkisch-nationales Christentum im Sinne und Geist Dr. Martin Luthers und Schielemachers, dadurch ist dann zugleich das Endziel vorzubereiten, das schon diesen Männern vorgeschrieben hat, für das die Zeit bisher nicht reif war, jetzt aber durch die von Gott gewollte und gesegnete Sendung des Führers reif geworden ist: die Überwindung des inner-deutschen Konfessionismus.“

Aus der Gemeinde

Gottesdienste in der Lutherkirche jeden Sonntag und Festtag um 10 Uhr; Kindergottesdienste jeden Sonntag und am zweiten Oftertag von 11½ bis 12¼ Uhr. Am Konfirmationstag fällt der Kindergottesdienst aus.

Passionsgottesdienst am Mittwoch, dem 6. April, abends 8 Uhr.

Abendmahlfestern finden statt im Anschluß an den Passionsgottesdienst am 6. April, abends 8 Uhr; Sonntag, den 10. April, nach dem Gottesdienst; am Gründonnerstag, abends 8 Uhr; am Karfreitag und am ersten Oftertag nach dem Gottesdienst.

Die Konfirmation ist am 3. April.

Die Namen der Konfirmanden: Karl Brubns, Gerhard Walter, Egon von Ahnen, Oswald Hänisch, Harald Meyer, Karl Rohde, Gerd Sievers, Arthur Rabemacher, Joach Zimmermann, Hans Wensel, Helmut Knütter, Karl-Heinz Michaelen, Hans Reimer, Werner Wämcker, Hans Meyer, Heinz Mohr, Hans Neandt, Jürgen Schwantes, Gisela Abrens, Inge Brandt, Harriet Reuter, Hildegard Peermöller, Karla Rintel, Erika Schmidt, Johanne Stöten, Rosemarie Taum, Fritz Zweidorf, Hedwig Schwendemann, Ursula Decker, Anni Eke, Ellis Beckedorff, Ingeborg Helms, Ingrid Küstermann, Helga Lungwitz, Gisela Meis, Gisela Otte, Gesa Roeling, Lisa Rosenbrock, Gisela Schnackenberg, Eva Wempe, Hilda Jungnickel.

Fräulein M. hat zwei Bibeln geschenkt, Fräulein R. einen Film von der Kircheneinweihung. Herzlichen Dank!

Die Evangelische Frauenhilfe dankt Frau J. auch an dieser Stelle für ein Konfirmationskleid, das sie geschenkt hat.

Die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfe und Gemeindehelferin Frau W. Lübe ist telephonisch unter 25 55 87 zu erreichen.

Pastor Boed,
Waldstraße 39. Tel.: 59 54 85.

Gemeinde-Blatt

für

Wellingsbüttel (Kirchspiel Bramfeld)

Mai

Werdet nicht verdrossen, das Gute zu tun! 2. Thess. 3, 13

1938

Der Segen Gottes leuchte über unserer Arbeit!

Gib, daß ich tu mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
Zu meinem Stande führet.
Gib, daß ich's tue bald,
Zu der Zeit, da ich soll.
Und wenn ich's tu, so gib,
Daß es gerate wohl!

Simon Petrus antwortete Jesus und sprach zu ihm:
„Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts
gefangen. Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“

Lies: Luk. 5, 1—11.

Allen Irrungen und Mißdeutungen zum Trost sei es
gesagt: Die Arbeit ist kein Fluch, sondern eine Wohlthat. —
Das ist die Meinung der Bibel. Sie bezeichnet nicht die
Arbeit als Fluch, sondern die Hindernisse und Erschwernisse
er Arbeit und die Zerstörung aller Mühe, — die sind ein
Fluch. — Daß der Acker Dornen und Disteln trägt, daß
man ihn nicht ein Jahr lang sich selbst überlassen kann,
ohne daß er verunkrautet. — das ist nach Auffassung der
Bibel ein schweres Verhängnis. — Hat im Ernst jemand
von uns eine andere Auffassung? — Und gibt es über-
haupt irgend einen Beruf oder Stand, der nicht oft genug
mit dämonischem Widerstand gegen alle treue Arbeit zu
kämpfen hätte? — Es ist überall ja, — und die Bibel sagt
ganz nüchtern und richtig: das sollte nicht sein. — das ist
ein Fluch. Aber die Arbeit ist kein Fluch.

Es gibt Menschen, die meinen herausgefunden zu haben,
daß nach der Lehre der Bibel Gott die Menschen mit der
Arbeit hat strafen wollen. Das Gegenteil ist der Fall:
Gott wollte mit der Arbeit die Menschen segnen. Er hat
die Arbeit mit der Lebensbestimmung des Menschen ver-
bunden, als er ihm das große Ziel gab: „Macht euch die
Erde untertan und herrscht über sie!“ — Die Arbeit ist nach
Meinung der Bibel eine Gottesordnung, die nicht den Men-
schen klein und niedrig und knechtisch machen soll, nein, er
soll in der göttlichen Schöpfung über alle Kräfte in der
organischen und anorganischen Welt herrschen, über Pflan-
zen und Tiere, und sich die Naturgesetze dienstbar machen.
In jeder neuer Arbeit soll er sein Herrrentum erkämpfen.

So sieht die Bibel die Dinge an. Und wir freuen uns,
daß damit jedes echte deutsche Empfinden im Einklang ist.
Es gibt wohl kein Volk, das so arbeitsfreudig und arbeits-
tüchtig ist, wie das deutsche Volk. — Wie dankbar müssen
wir sein, daß diese Arbeitsfreudigkeit sich wieder entsalten
kann. Denn dadurch wird unser Volk auch seelisch gesund
erhalten.

Und doch hat die Arbeit auch ihre große Not, oft eine
erschütternde. Gottes Wort sagt uns, wie das gekommen
ist: die Menschen haben den Trieb in sich, zu sein wie Gott,
— sich selbst ihr Gott zu sein. Darum müssen sie oft so
erschütternd hart an die Grenzen ihrer Macht stoßen. —
Da ist der Kampf mit Dornen und Disteln und steinigem
Boden, mit Naturkatastrophen, mit den mancherlei „Dau-
nen“ der Natur. — Und für wieviele ist die Mechanisierung
der Arbeit eine furchtbare Not und schwere seelische Gefahr.
Der Mensch kann sich selbst zum Sklaven machen. In
Deutschland wird, wie in keinem anderen Land der Welt,
mit aller Kraft gekämpft, diese Gefahr zu bannen.

Auch die Apostel wußten von der Not der Arbeit. „Mei-
ster, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts ge-
fangen.“ — Diese Klage geht mit immer neuen Worten
durch die ganze Menschheit, durch alle Jahrtausende und
Völker und Kulturen.

Und nun kam Jesus zu Petrus in einem Augenblick,
da sie mit ihrer Arbeit in Not waren. Er ging in ihren
Werttag ein und kam zu ihnen in ihrem Berufsleben.
Wo das geschieht, kann die Not der Arbeit überwunden
werden. Denn wenn Jesus in unser Leben eintritt, macht
er es zu einer Geschichte mit Gott. Er macht auch unser
Berufsleben zu einer Geschichte mit Gott. Wo Jesus Chri-
stus in unser Leben eintritt und uns nahe kommt, lernen
wir es immer besser, unser Leben und unsere Arbeit im
Lichte Gottes zu sehen. Wir erkennen den Willen Gottes
über uns und vertrauen uns seiner Führung an. Dann
werden wir auch immer wieder seine Güte schauen.

Wir wollen einander zum 1. Mai grüßen mit dem Se-
genswunsch: Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und
fördere das Werk unserer Hände bei uns! Ja, das Werk
unserer Hände wolle er fördern! —

Georg Christianen.

Verborgen nicht vergessen

Was wir an unseren Diakonissen haben.

So viel hat man wohl nicht oft in den Zeitungen von Schwestern gelesen. Ueberall, wohin man kommt, wird man darauf angeprochen. Große Bilder, so groß, wie sie sonst nur Tagesereignisse aus Welt und Zeit darzustellen pflegen, bringen Geschehnisse aus dem Schwesternleben. Da ist ein Volkslindergarten dargestellt mit einer Fülle jungen Lebens und mitten drin eine Schwester. Da ist eine Siedlung in der Vorstadt mit all ihren hübschen kleinen Häuschen und Gärten zu sehen und mitten drin eine Schwester auf dem Rad, die dort ein und aus geht. Da sind Säuglinge, die Hoffnung der künftigen Zeiten, mit ihren Müttern in der Beratungsstelle und mitten drin eine Schwester, und so noch viele ähnliche Vorgänge und Einzelsätze aus dem Volksleben, alle verbunden mit irgend einem Dienst einer Schwester. Die Leute staunen darüber: was tut doch alles so eine Schwester! Was hat sie doch für eine große Aufgabe! Wie wichtig ist es doch, daß es Schwestern gibt, die dazu bereit sind, und wie nötig, daß wir für diese Aufgaben, in denen es offenbar ganz außerordentlich an Kräften mangelt, tüchtig werben. So rückt also der Schwesterndienst ganz in den Vordergrund des Interesses, und der Zeitungsleser kommt gar nicht mehr drum herum, etliches davon deutlich zur Kenntnis zu nehmen.

Gottlob, daß die christliche Kirche und in ihr seit hundert Jahren auch die evangelischen Gemeinden es zu begreifen gelernt haben, wie wichtig der Dienst der Schwester bei ihrem Aufbau sei. Wir können uns ja eine Gemeinde gar nicht mehr ohne eine Schwester denken. Noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gab es zahlreiche Gemeinden in Deutschland, die wußten gar nicht, was eine Schwester sei. Die staunten die weiße Haube der Diakonisse an, wenn sie zum ersten Male in ihren Straßen auftrahnte, und meinten: wozu denn diese neumodische Einrichtung? Man ist doch bisher auch ohne das ausgekommen! Aber bald befreundeten sie sich mit dieser „neuen Mode“, und diejenigen, die zuerst vielleicht am lautesten dagegen geeifert hatten, sind oft am schnellsten anderen Sinnes geworden. Denn da erkrankt plötzlich jemand in der Familie, und schon eilt eines der Familiengenossen hin und holt — wen? die Schwester! Da haben sie nun Gelegenheit, sie zu beobachten, wie sie am Krankenbett steht. Da sehen sie ihren stillen Dienst. Da merken sie, daß sie nicht nur diesen schönen Schwesternnamen trägt, sondern daß sie die schweesterliche Bestimmung der Tat im Herzen hat. Sie hilft und sorgt. Sie setzt sich ein, unermüdet und treulich. Sie ruht nicht, bis alles geordnet ist, bis die Kinder am Abend zu Bett gebracht sind, wenn die Mutter schwerkrank darniederliegt; bis dem Mann, der spät heimkommt, das Essen bereitet ist, die Kranke noch einmal frisch gebettet wird, ihr ein Trunk für die Nacht zurecht gestellt ist, und schließlich, wenn gar niemand in der Nähe ist, so bleibt sie da und hält die Nachtwache. Das ist Diakonissendienst seit Jahrzehnten im deutschen Volk gewesen in Tausenden und Aber-tausenden von Familien.

Muß man davon heute erst noch reden? Ist dieser Dienst der hilfreichen Schwester nicht in deutschen Gauen Tag und Nacht schon im Schwange und erfüllt Jahr um Jahr wieder Tausende von Familien? In einem Mutterhaus hat man es zusammengezählt: es sind fast zwei Millionen Hilfsleistungen gewesen, die die Schwestern nur dieses einen Hauses in den Gemeinden des kleinen Landes vollbracht haben im Laufe eines einzigen Jahres, und diese Zahl

vervielfacht sich uns, wenn wir sie fürs ganze deutsche Volk zusammenzählen wollen. Das stelle man sich einmal vor. Es ist wohl ein verborgener Dienst; aber er ist unvergessen. Denn es ist ein wunderbarer und herrlicher Beitrag zum Aufbau der Volksgemeinschaft, der lebendige Tatbeweis dafür, daß das Wort Christi und der Glaube der christlichen Gemeinde nicht auf einzelnen Lippen ist, sondern daß er ins Leben hineingetragen wird und dort Frucht bringt in großer, treuer Geduld.

Es ist vielleicht gut so, daß heute die Augen auf den Dienst der Schwester gelenkt werden. Gerne benutzen wir solchen Anlaß, um auf den stillen Dienst der Liebe, der seit Jahrzehnten geschleht, nun auch das Auge hinzulenken. Wie viele wissen es und bestätigen es aus dankbarer Erfahrung, daß sie solchen schon begegnet sind von früher Jugend an, die sich nie gekümmert und geschämt haben, sich aufs tiefste zu bilden und ihnen zu dienen mit all ihren Kräften, kraft der Liebe Christi, die sie treibt, jedermann allerlei Gutes zu tun und nicht zu ermüden in der Hilfsbereitschaft. Daß diese Schwestern Diakonissen heißen, ist eine schöne Sitte. Die Schwester empfängt nämlich diesen Titel von ihrem Herrn Christus selber. Er ist unser Dienstherr. Sie aber, diese Schwester, die im deutschen Volk ihren stillen, treuen Weg gegangen ist und weiter gehen wird, will nichts anderes als eine Dienerin sein. Denn sie hat sein Wort nicht vergessen, das er einst, schon auf dem Weg zum Kreuze, zu den Seinen sprach: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Auf diesem Weg wollen wir viel jungen Nachwuchsenden. Denn dieser Weg darf nicht veröden, weil etwa die evangelische Gemeinde niemand dazu hat. Rein, geschäftig und tätig soll der Glaube sich da erweisen, der in der Liebe wirksam wird. Wer dies liebt, der frage sich: Hast du deine Dankspflicht der Diakonie gegenüber auch schon erfüllt? Hast du auch schon jemanden ermuntert, daß er sich bereit finden lasse, einzutreten in die Reihen der Diakonie und als freiwillige Jesu Christi in dem Heere der dienenden Liebe zu kämpfen? Und willst du vielleicht auch einmal, wenn du einer unserer lieben Diakonissen begegnest, ihr besonders noch die Hand drücken und es sie spüren lassen, wie froh und dankbar du bist, daß sie täglich und getreulich ihren Weg geht, um mit der Liebe zu segnen, die in aller Not und Sorge, in Kampf und Ringen des Daseins stehen? Das wird dann auch ein willkommener Beitrag zur freudigen Förderung der Diakonie in der Gegenwart sein.

H. K.

„Brothilfe“ der österreichischen Inneren Mission abgeschlossen

Die österreichische Innere Mission hat ihr Hilfswerk „Opfertag und Brothilfe“ jetzt abgeschlossen, nachdem sie 15 Monate hindurch durch dieses dem Vorbild des deutschen Winterhilfswerkes nachgebildete Liebeswerk vielen notleidenden Volks- und Glaubensgenossen Brot und Arbeit vermittelt konnte. Das Rundschreiben, in dem der Abschluß des Werkes mitgeteilt wird, ruft gleichzeitig auf zur Volksspende, dem in Oesterreich eingeleiteten Dankopfer für den Führer. „Wir Evangelische, so heißt es in dem Schreiben weiter, wollen treu sein in der Fürbitte für den Führer und unser deutsches Volk. So setzen wir das Siegel unter unser Werk, arbeiten in der Volksmission weiter und freuen uns dankbar einer frohen Zukunft für Glaube und Heimat!“

Steuerverweigerung: Johannes Sellen. Queert sie den Bart mit Goren

Der Kirche Dienst in schwerer Notzeit

In einem Bericht über „Kirchliche Wohlfahrtsarbeit in Berlin 1918—1932“ gibt die „Innere Mission“, das Blatt des Centralausschusses für Innere Mission, einen ausführlichen Ueberblick über die umfangreiche Arbeit der Kirche in der schweren Not der Nachkriegsjahre gerade in der Reichshauptstadt.

Obwohl der marxistische Staat durchaus die ganze Wohlfahrtspflege in seine Hände nehmen wollte, sah er ein, daß die kommunalen Einrichtungen nicht genügten, um dem Elend zu steuern, und bewilligte daher der kirchlichen Wohlfahrtspflege bestimmte Summen. Die Not in Deutschland war entsetzlich: rund 7 Millionen Deutsche hatten kein eigenes Bett; von 72 000 Berliner Schullindern gingen 16,5 % nüchtern, 5,7 % ohne warme Mahlzeit, 15 % in mangelhaftem Schuhzeug zur Schule. Die Innere Mission richtete Speisungen ein in einem vorher nie gekannten Ausmaß: in den Diakonissenhäusern, bei der Stadtmission, dem CWJM, den Gemeindehäusern, Herbergen, Hospizen, ja in den Vorkämern von Kirchen. Wohl manche Menschen wurden in jenen Jahren durch diese Liebesarbeit geradezu vor dem Hungertod bewahrt. Im Winter 1923/24 wurden in 142 Ausgabestellen Berlins etwa 21 000 Portionen täglich ausgegeben. Die Stadt Berlin gab zur selben Zeit 32 000, die Heilsarmee 4000, die katholische Kirche 3000 Portionen aus. Zu Weihnachten 1924 wurden Kohlen und Lebensmittel an 4000 Familien im Werte von etwa 68 000 Reichsmark zur Verteilung gebracht. Für die Kleidernot wurden in 38 Gemeinden Berlins Kleiderkammern gestiftet. 40 Wärmestuben waren fast ständig überfüllt mit Menschen, die sich sonst nicht vor der Kälte schützen konnten. Damals wurden durch die Vermittlung eines Pfarrers Berliner Kinder zu deutschen Bauern nach Pflauen geschickt. Auch aus anderen Landesteilen und besonders den Industriegebieten wurden von der evangelischen Kirche und der Inneren Mission Tausende von Kindern aufs Land gebracht, oder auch nach Oesterreich, in die Schweiz, nach Schweden und Holland, wo sie vielfach völlige Wiederherstellung ihrer gefährdeten Gesundheit fanden. In der Pflege von Mutter und Kind ist die Berliner Evangelische Frauenhilfe bahnbrechend gewesen; zugleich wurde eine vorbildliche Mütterkchule eingerichtet.

Als in den Jahren nach 1931 die Arbeitslosigkeit wieder erschreckend stieg, schuf die Innere Mission in Berlin wieder Verteilstellen von warmen Speisen und Lebensmitteln und speiste täglich 7—8000 Menschen zum größten Teil unentgeltlich. Ihre Winterhilfe brachte im ganzen Reich in einem Jahr 60—70 Millionen Reichsmark auf.

Den Kampf gegen den Volkstod führte die Innere Mission durch Eintreten für die Erhaltung der Volkstüchtigkeit und ihre Stellungnahme gegen die Bestrebungen, den Abtreibungsparagraphen zu beschränken oder zu entfernen. In Volksversammlungen und Presse wird auf die furchtbaren Folgen der Freigabe des Paragraphen 218 des Strafgesetzbuches hingewiesen. Die Frage der Minderwertigen wird gesehen: der evangelische Anstaltsleiter Dr. Müller stellte im Jahre 1850 fest: blödsinnige Eltern erzeugen blödsinnige Kinder — und er fordert vom Staat die Veragung der Heiratslaubnis in solchen Fällen. Im Jahre 1931 tritt eine Konferenz in Tremsa aus Verantwortung für die Zukunft des Volkes für ärztliche Unfruchtbarmachung in bestimmten Fällen ein und begründet diese Forderung vom christlichen Standpunkte aus.

Die Vertreter der Inneren Mission kämpfen als Beißer in den Spruchkammern der Filmstellen einen oft verzweifelten Kampf gegen die Frivolität und Oberflächlich-

keit des Films. Auf dem Gebiet des Theaters versucht der auf christlich-nationaler Grundlage entstandene Bühnenvolksbund für kulturelle und sittliche Besserung zu wirken. In Berlin allein gelang es, seine Mitgliederzahl auf 35 000 zu bringen und mit den Staatstheatern und anderen Bühnen Verträge zustande zu bringen, in denen die Aufführung von kulturell wertvollen Stücken gesichert wurde.

Die evangelische Presse und die Vorträge besonders gesulter Pfarrer bekämpften das Gift des hollschewistischen Gottlosentums; oft unter Lebensgefahr traten Theologen und Gemeindeglieder in Versammlungen den Gegnern gegenüber. In Berlin wurden Millionen von Flugblättern gegen die Gottlosen hergestellt.

*

Erfüllte Sehnsucht

Unter der Ueberschrift „Wir möchten heim“ findet sich in einer Gedichtsammlung des österreichischen Pfarrers Ludwig Mahner, Innsbruck, ein Gedicht, das in ergreifenden Worten der Sehnsucht des österreichischen Volkes nach dem Reiche Ausdruck gibt, die nun durch die Tat eines Mannes und durch das überwältigende Befehnis von Millionen Deutschen Wirklichkeit geworden ist. Das Gedicht aus dem Jahre 1922 lautet:

Wir möchten heim!

Wir sind wie Alpenrosen, die am Rand
Der Himmelsberge blühen wunderbar,
Und die des unbedachten Wand'ers Hand
Aus stid'ge Tal mit sich herunternahm;
Kein Nachtkau laßt sie, und die Sonne glüht,
Verdorrt die Blätter, und die Blum' verblüht!

Wir möchten heim!

Wir möchten heim!

Wir sind wie Vögel, die der Sturm verhasst
Aus warmem Nest in starres Felsenland,
Geknickt die Schwinge, die uns sonnwärts trug,
Das heiße, heiße Herz wie ausgebrannt!
Am Boden flatternd, in der Ohnmacht Qual,
Ersehnen wir nur einer Hoffnung Strahl:

Wir möchten heim!

Wir möchten heim!

Wir sind wie Kinder, die vom Waterhaus,
Dem Lieben, lichten, ausgeschlossen sind,
Ach, alle Himmelssterne löschen aus,
Dem Auge, das von laufend Tränen blind!
Im Herzensacker grüht nur noch ein Keim,
Und unsre Seele staut nur einen Keim:

Wir möchten heim!

Wir möchten heim!

Wir haben eine Mutter, die uns liebt,
Die unser denkt bei Tage und bei Nacht,
Getrennt von ihr, sind wir zum Tod betrübt,
Und wildes Heimweh hat uns krank gemacht.
O Deutschland! Mutter! Nimm uns an dein Herz,
O gib uns Frieden, tilge unsern Schmerz!

Wir möchten heim!

Umfang 132 Seiten, Metaklav, kart. 1.— Reichsmark, in Ganzleinen 1.65 Reichsmark. Ein Vollungs- und Befestigungsbuch in puzenbeugter Sprache vor dem durch seine mehrer- hachte Uebersetzung des kleinen Sekundärs bekanntes

Neue Leser für das Blatt

Im Heftischen Evangelischen Sonntagsblatt finden wir folgende Ausführungen, die wir auch an unsere Leser weitergeben möchten: Wenn in einem Sonntags- oder Gemeindeblatt an die Lesergemeinde der Ruf ergeht, neue Leser für das Blatt zu werben, so hat solcher Appell einen besondern Sinn, der sich aus der besondern Aufgabe der kirchlichen Presse ergibt. Denn ein Sonntags- oder ein Gemeindeblatt kommt ja zu dem Leser als ein *W o t e d e r K i r c h e*: es will zwar nicht die Predigt des Pfarrers ersetzen, aber es will an seinem Teil ein Stück evangelischer Wortverkündigung bieten, und zwar nicht mit dem Mittel des gesprochenen, sondern des gedruckten Wortes. Die kirchliche Presse ist der verlängerte Arm der Wortverkündigung. Das ist ihre eigentliche, ihre wichtigste Aufgabe. Darum — wenn ich mein Sonntags- oder Gemeindeblatt zu Bekannten und Freunden bringe, wenn ich neue Leser zu gewinnen suche, so treibe ich damit ein Stück Mission. Immer wieder wissen unsere Blätter von dem Segen zu erzählen, der von solchem Schriftendienst ausgeht. So konnte man kürzlich in einem christlichen Blatt, das seine große Verbreitung gerade der selbstlosen Mitarbeit der Verteiler verdankt, folgendes lesen: „Dann und wann bekommen wir Briefe, die unser Herz erfreuen. Sie erzählen uns vom Segen, den da und dort unser Blatt gewirkt hat: es hat Traurige getränkt, mancher Mutter ihre Fehler in der Erziehung ihrer Kinder aufgedeckt; am schönsten ist's immer, wenn uns ein Leser in voller Wahrhaftigkeit in schlichtem Ausdruck sagen kann: Durch euer kleines Blatt ist mir der Heiland ganz nahe gekommen und über alles groß geworden. Zu herzlichem Dank gegen Gott und die Schreiber bewegen uns die Briefe aus Uebersee, aus dem Urwald von Brasilien, aus dem heißen Mexiko, aus dem fernem Kanada, wo an der Westküste des amerikanischen Festlandes ein ganz neues Deutschland mit starker Volksgemeinschaft aufblüht. Aber auch in der Heimat gehen erneuernde Wirkungen von unserm Blatt aus für solche, die es mit Ernst und Treue lesen. Wir sind den Verteilern in Stadt und Land dankbar, wenn sie uns zu unserer Ermutigung solche freudige Erfahrungen in ihrer Arbeit mitteilen. Ganz gewiß wirst auch du, der du betend unsere kleinen Blätter von Haus zu Haus trägst, Segen und Erquickungen bringen und für dich selber erfahren dürfen.“ Die kirchliche Presse, in deren Dienst auch unser Blatt steht, wird dann ihr Amt recht ausrichten, wenn sie allzeit solchen Kreis von Lesern und Freunden hat, der den Ruf „Wirk uns einen neuen Leser“ nicht als eine geschäftliche Reklame auffasst, sondern als einen Ruf zur schlichten und stillen Mitarbeit in der Schriftenmission.

Zum Tage der Arbeit

Jedem Ehre, jedem Preis! Ehre jeder Hand voll Schweiß! Ehre jedem Tropfen Schweiß, der in Hütten fällt und Mühlen! Ehre jeder nassen Stirn hinterm Flügel! Doch auch dessen, der mit Schädel und mit Hirn hungierend pflügt, sei nicht vergessen! Ferdinand Freiligrath.

Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig: Holz spalten oder am Ruder des Staates sitzen. Es kommt seinem Gewissen nicht darauf an, wieweil er nützt, sondern wieweil er nützen wollte.

Leßing.

Drei Mittel

Einem Menschen war eine empfindliche Kränkung zugefügt worden. Gleichwohl fand ihn ein Freund ein paar Tage darnach heiter und wohlgenut. — „Ich wundere mich“, sagte er, „daß Sie so schnell darüber weggekommen sind; wie machten Sie das?“ — „Ja, das ist eigentlich ein Geheimmittel“, sagte jener lächelnd, „doch will ich Ihnen verraten, vielleicht hilft es Ihnen in ähnlichem Falle. Wenn mir so etwas widerfahren ist, so schweige ich ganz still davon; denn ich finde, je mehr ich davon spreche, um so tiefer drückt sich der Stachel ein. Wenn man in einem Glase Wasser, in dem Sand oder Schmutz ist, herumrührt, so bleibt das Wasser trübe; läßt man es aber ruhig stehen, so setzt sich der Schmutz, und das Wasser wird wieder klar. ... Mein zweites Mittel besteht darin, daß ich daran denke, wie rasch mein Leben dahineilt, und wie schnell ich am Ziel sein werde. Dann kommt mir das eine, was mir ist, so groß, und das, worüber ich mich kränken will, so klein und nichtig vor, daß ich leicht abschütteln kann. — Und endlich, mein drittes Mittel besteht darin, daß ich hingehohe und jemand eine Freude mache. So brachte ich auch diesmal einem, der in Not ist, ein Geldstück, um als ich seine Augen aufsuchten und seine Wangen sich röten sah in dankbarer Freude, da war all mein Aerger und Verdruß weg.“

Aus der Gemeinde

Gottesdienste in der Lutherkirche jeden Sonntag um 10 Uhr.

Kindergottesdienste jeden Sonntag von 11,30—12,15 Uhr.

Schulanfängerandacht am 2. Mai.

Am 27. März wurde die Orgel eingeweiht. Sie enthält 17 Register, auf zwei Manuale und ein Pedal verteilt. Ihre Stimmen sind klar, fest und herbe. Sie hat einen protestantischen Charakter, wie ein Gemeindeglied treffend sagte. — Am Einweihungstage spielte Fräulein Arvola Niebuhr die Orgel.

Zu Ostern haben die Gemeinde und mich überrascht durch das Weichen von weißen Antependien Herr B. und Frau und Frau U. Herzl. Dank den Gebern, die sich selbst damit ein freundliches Angedenken in der Kirche gesetzt haben. Nun haben wir alle liturgischen Farben: weiß für die Christasfeste Weihnachten und Ostern mit der Epiphantas- und der Freudenzeit, rot für Pfingsten und einige Feste der Kirche, violett für die Vorbereitungszeiten, Advent, Passion und Crand, grün für die Trinitatiszeit. Die einfachen, schlichten und klaren Entwürfe für die Stickereien dazu stammen von Herrn Architekten Bernhard Hopp.

So ist unsere Kirche reich ausgestattet. Nun fehlen noch zwei Kronleuchter. Vielleicht findet sich für einen der beiden ein Spender! —

Die Erhebung Wellingsbüttels zu einer selbständigen Kirchengemeinde ist immer noch nicht erfolgt. Deswegen konnte auch noch kein Kirchenvorstand und keine Kirchenvertretung gebildet werden. —

Die Vorsitzende der Frauenhilfe und Gemeindeführerin Frau M. Lührs hat eine neue Telefonnummer erhalten: 23 09 77.

Pastor B a e d , Waldstraße 39, Tel.: 59 54 85.

Gemeinde-Blatt

für

Wellingsbüttel (Kirchspiel Bramfeld)

Juni

Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott! 1. Kor. 2, 14.

1938

Geburtstag!

Ah, unser Tun und Sinnen
ist traut und todverleibt.
Laß deine Quellen rinnen:
Komm, Herr Gott, heiliger Geist!

Gott hat uns gezeugt nach seinem Willen durch das Wort der Wahrheit. Jak. 1, 18.

In Pfingsten feiern wir das Geburtstagsfest der Kirche. Es kann manchmal über einem Geburtstag etwas Wehmütiges liegen. Wenn sehr alte Menschen ihren Geburtstag feiern, sagen sie wohl: „Wer weiß, ob ich nächstes Jahr noch unter euch bin!“ — Und die Angehörigen sprechen es vielleicht unter sich aus: „Unser lieber Vater und Großvater macht es nicht mehr lange!“ —

Steht es auch so mit der christlichen Kirche? — Einst war sie jung und gewann mit ihrer Werkkraft die Völker und Rassen. Aber jetzt ist sie verkalbt und greisenhaft. Man kann sie nur sterben lassen. Ist es so? — Das wäre ja ein trauriges Geburtstagslied. Und wir wären eigentlich statt zu einer Geburtstagsfeier in einem Sterbezimmer. Und in dieses Sterbezimmer dringt von draußen hinein ein Lied, das lustige, lebensfrohe Gesellen singen: das Lied vom Untergang der Kirche. „W a r u m singen sie wohl so gern dieses Lied, w a r u m singen sie es oft so schreiend? Sie sollten sich selber prüfen, w a r u m dies Lied ihnen ein Labfal ist und w a r u m ihr Schreien ist wie die Erleichterung, die ein Ventil gibt. — Sie sollten sich e h r l i c h prüfen.“

Sind wir nun aber wirklich in einem Sterbezimmer, wenn wir Pfingsten feiern? — Wir sind e s n i c h t. — Und wir antworten den Propheten des Untergangs der Kirche: lustig singet ihr Gesellen, doch es ist ein weiches Lied. Es ist nicht deutsch, es ist falsch. — Denn es verleugnet die große Entdeckung, die einst vor vielen hundert Jahren unsere Vorfahren gemacht haben, als die Botschaft von Christus ihnen begegnete, — daß hier Antwort war auf ihr tiefstes Fragen und Hilfe gegen die letzte Menschennot.

Und das Lied ist falsch, weil es eines vergißt: in der Frage der Kirche Christi haben wir Menschen es im Recht mit G o t t zu tun. „E r hat uns gezeugt nach seinem Willen

durch das Wort der Wahrheit.“ — Nach dieser Melodie singen wir unsere Lieder, wenn wir den Geburtstag unserer Kirche feiern. Wir bestützen nicht uns selbst, sondern den Gott, der uns gezeugt hat. —

Die Kirche Christi ist darum ewig sich verjüngend, weil sie sich auf den Lebendigen Christus gründet, — und sie ist es nur dort, wo sie sich auf ihn gründet. Tut sie aber das, dann ist ihr Haupt und Meister bei ihr drinnen, wie auch die Zeiten und äußeren Schicksale wechseln mögen. Sie lebt von der Verheißung Jesu: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ — Und von der Verheißung, daß er ihr seinen Heiligen Geist als unsichtbaren Begleiter mit auf den Weg durch die Weltgeschichte geben wolle.

Und nun ist Christus am Werk in der ganzen Welt. Die Botschaft von ihm ist nicht im Winkel geblieben. Man überlege sich einmal das Wunder dieses Geschehens! — Sie wird auch nicht im Winkel bleiben. Für Zeiten kann sie zurückgedrängt werden. Aber sie bricht sich immer wieder Bahn. Denn es ist nun einmal so, daß die Menschen traut nach Gott sind. Diese Krankheit nach Gott gibt es in allen Völkern und zu allen Zeiten. Das geistige Ringen unserer Tage ist auch ein nicht zu übersehender Beweis dafür. Gott aber sei Dank, daß er uns nicht zugrunde gehen läßt in unserer Krankheit, sondern „unter uns aufgerichtet hat das Wort von der Veröhnung: Gott war in Christus und veröhnte die Welt mit sich selbst.“

Das ist die ewige Antwort Gottes auf die uralte Frage nach dem Heil, nach der ewigen Wahrheit, um die die Menschen ringen. — Wo in der ganzen Welt Menschen für diese Antwort Gottes ihre Herzen erschließen, da werden neue Menschen, neugeboren durch die Kraft des Heiligen Geistes. — Da entsteht und vermehrt sich und verjüngt sich Kirche Christi. — Wir können zum Geburtstagsfest der Kirche nur bitten, daß dies im reichen Maße auch bei uns geschehe und daß alles Fragen und Ringen immer wieder zusammenfließe zu der großen heiligen Erkenntnis: „Wir sind nun Gottes Kinder durch den Glauben an Jesus Christus!“ „Und der Heilige Geist gibt Zeugnis unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind.“ Dann wird es auch bei uns so sein, daß die Stadt Gottes sein lustig bleibt mit ihren Brunnlein, denn Gott ist bei ihr drinnen. Und „lustig singen die Gesellen“, und es ist e i n falsches Lied:

„Du, der lebendige Brunnenquell,
Der Gottes Stadt durchströmet hell,
Erquickest das Gemüte.

Durch dich besteht des Vaters Bau,
Du willst und gibst, daß man dir trau,
Du bist die Gottesquelle.“

Georg Christianen.

*

Unsere Kirche im Dorf

Ein Gespräch von Aurel von Jüchen

Krißhan: Da erinnerst dich ja, Hannes, daß wir noch einen Fall zu klären haben?

Hannes: Einen Fall? Ne weiß nicht, woran du denkst. Krißhan: Wir unterhielten was doch neulich über die Kirchensteuer —

Hannes: Wichtig! Ich sagte, daß ich es nicht begreife, daß man die Kirchensteuer gerne bezahlen kann.

Krißhan: Wichtig! Und ich sagte, daß das daher kommt, daß dein Verhältnis zur Kirche nicht ganz richtig und in Ordnung ist. Denn man spart immer nur an den Dingen, die einem nichts wert sind, die einem überflüssig erscheinen. Am Knaster für deine Pfeife sparst du nicht. An Essen und Trinken sparst du auch nicht. Am Düngelein für deine Kinder wirfst du einmal auch nicht sparen.

Hannes: Aber das ist nicht wahr: für überflüssig halte ich die Kirche nicht.

Krißhan: Hast du unsere Kirche eigentlich schon einmal so recht gründlich betrachtet?

Hannes: Meinst du unsere Kirche im Dorf? Die kenne ich inwendig und auswendig.

Krißhan: Wie alt mag sie wohl sein, unsere Dorfkirche?

Hannes: Der Pastor sagte neulich, wo ich auf der Hochzeitsfeier von Heiner Neugebauer war, unsere Kirche wäre im 12. Jahrhundert gebaut worden. Daraus ist sie ja schon sechshundert Jahre alt.

Krißhan: Ja, es ist kein Haus in unserer Gemeinde, das so alt wie die Kirche wäre. Vor sechshundert Jahren haben sie unsere Vorfahren aus den dicken Feldsteinen aufgebaut. Und was für einen dicken Turm sie damals gebaut haben! Weißt du auch wohl, warum unsere Kirche so einen dicken und mächtigen Turm hat?

Hannes: Warum die Kirche einen Turm hat? Nun weiß es eben Sille ist, die Kirchen mit einem Turm zu versehen.

Krißhan: Mein Haus und dein Haus, eure Scheune und andere Scheune haben keinen Turm. Und nicht einmal das Schloß des reichen Herrn von Junker hat einen Turm. Soll ich dir sagen, was der Turm bedeutet?

Hannes: Gewiß ist er dazu da, um die Glocken zu tragen.

Krißhan: Das ist wohl richtig. Aber jede Sache hat immer zwei Gründe, einen äußerlichen und einen innerlichen. Die Kirche ist eben ein ganz anderes Haus als alle anderen Häuser, Bauernhäuser und Scheunen, Schlösser und Rittergutsitze, Rathhäuser und Schulhäuser. Sie ist ein feierliches und ein erhabenes Haus, darum muß sie auch anders aussehen. Darum hat sie einen Turm, und darum hat sie so ein hohes und steiles Dach. — Weißt du denn auch, warum die Kirche mitten im Dorf auf einem Hügel liegt?

Hannes: Nun sie liegt sicher deshalb mitten im Dorf, weil sie älter ist als alle anderen Häuser, und weil die ersten Anwohner ihre Häuser rund um die Kirche herumgebaut haben.

Krißhan: Aber warum haben sie sie rund um die Kirche herumgebaut? Siehst du, auch das hat einen innerlichen

Grund. Ich will ihn dir sagen, Hannes. Der Grund ist, daß die Leute nicht denken, die Kirche sei nur für den einen oder den anderen, für die und jene Familie, für die Frommen und für die allsonntäglichen Kirchgänger da, sondern damit die Menschen wissen, daß die Kirche für alle da ist, darum ist sie so gebaut, daß man sie die ganze Woche über von jedem Haus aus sehen kann. So wie die Märkte für alle da sind, die etwas zu kaufen oder zu verkaufen haben, so wie die Rathhäuser in der Stadt für alle da sind, die Bürger in der Stadt sind, so ist auch die Kirche für alle da, und unsere Vorfahren haben sie so gebaut, weil sie der Meinung waren, daß alle Häuser und Familien in der Gemeinde leben müssen von dem, was in der Kirche gesagt und gehandelt wird. — Weißt du übrigens auch, warum auf den Dörfern und früher, als es in den Städten noch mehr Platz gab, auch in den Städten der Gottesacker um die Kirche herumliegt?

Hannes: Ich nehme an, weil es sich dort im Schatten der hohen Bäume gut ruhen muß.

Krißhan: Das ist wohl richtig. Unsere Vorfahren, deren Kreuze ja zum Teil noch auf dem alten Friedhof stehen, wollten uns damit sagen: Wir haben im Schatten der Kirche gelebt, und wir wollen auch im Schatten der Kirche begraben sein. — Weißt du denn auch, warum die Kirche Glocken hat, eine große und eine kleine?

Hannes: Nun gewiß! Die Glocken müssen uns Morgen, Mittag und Abend läuten. Sie müssen uns die Sonntage und die hohen Feiertage einläuten.

Krißhan: Da hast du recht. Aber es kommt alles darauf an, daß man die Sprache der Dinge versteht. Denn die Dinge sind nicht nur, sie sagen auch etwas. Der Turm hat seine Sprache, und die Räume um die alte Kirche herum, und die unleserlich gewordenen Grabsteine und die Glocken, sie alle haben ihre Sprache. Aber die versteht nicht jeder.

Hannes: Und was rufen die Glocken, Krißhan?

Krißhan: Nun, die Glocken rufen die Menschen herzu zum heiligen Evangelium. Sie kennen jeden bei seinem Namen. Bei der Taufe klingen sie den Namen eines Menschen zum ersten Male. Und wenn der Mensch groß geworden ist, dann rufen sie ihn jeden Sonntag. Des Sonntags höre ich sie immer rufen: „Hannes Klotz! — Krißhan Keil! — Kommt herzu! — Kommt herzu! — Hannes Klotz und Krißhan Keil! Aber es gibt nur wenige Menschen, die sich noch auf die Sprache der Dinge verstehen!“

Hannes: Weißt du, Krißhan, ein Ding ist an der Kirche, über das ich schon manchmal vergeblich gegrübelt habe, und das ich mir nicht erklären kann: Der Hahn, der als Wetterfahne oben auf dem Turme sitzt. Oft habe ich mir gesagt, der Hahn ist eben darum Wetterfahne geworden, weil er mit seinem großen runden Schwanz den Wind so schön einfangen kann. Aber das ist ja auch wieder nur der auswendige Grund. Es muß auch einen innerlichen Grund haben, weshalb man die Kirchen meistens mit einem Hahn schmückt.

Krißhan: Ja, Hannes, der Hahn hat auch seine Sprache, die man verstehen muß. Sieh, alles an der Kirche ist schön und feierlich: der Turm, die Glocken, der Eingang in die Kirche, der Altar, die Kanzel und die Orgel. Innen ist die Kirche mit schönen Schnitzereien und Malereien ausgestattet wie keine unserer Bauernstuben. Nur der Hahn paßt eigentlich nicht in die Feierlichkeit. Er ist ein unfeierliches Tier, wenn er mancherorts auch aus Messing oder fein vergolbet ist und nicht wie bei uns aus gewöhnlichem Schmiedeeisen. Aber er sitzt darum oben auf dem Turm der Kirche, um an den Hahn zu erinnern, der an jenem

Morgen dem Petrus schrecklich ins Ohr fröhle, als dieser den Herrn dreimal verleugnet hatte. Der Hahn mahnt also alle Christenleute: „Hütet euch, hütet euch, daß ihr den Herrn nicht verleugnet!“ und wenn er sich mit dem Winde dreht, bald links herum und bald rechts herum, so will er sagen: „Machts nicht wie ich! Dreht euch nicht nach dem Wind wie ich, bald links herum und bald rechts herum? Machts nicht wie ich!“ In ihrer eigenen Warnung haben unsere Vorfahren den Hahn auf das Kirchengendach gesetzt.

Hannes: Ja, du hast schon recht, Krüskan, alle Dinge haben ihre Sprache, und wollte Gott, wir verstünden uns besser darauf!

*

Seid stark in dem Herrn!

Eine Kinderpredigt vom jüngst verstorbenen norwegischen Bischof Johan Lunde.

Liebe Kinder!

Ich kenne etwas, und davon legen alle Kinder, sowohl Jungen wie Mädchen, großen Wert, und das ist: recht stark zu sein. Und das ist gut so. Es ist gut, einen starken Körper zu haben.

Deshalb freut es mich, daß das Wort, das ich heute von Jesus für euch bekommen habe, gerade von diesem Starksein handelt.

Es lautet so: Seid stark! Und dann heißt es weiter: in dem Herrn!

Jesus will also, daß ihr starke Jungen und Mädchen seid.

Aber was glaubt ihr, was gemeint ist, wenn es nicht heißt: seid stark, sondern seid stark in dem Herrn?

Es scheint, als ob er nicht damit zufrieden ist, daß ihr nur einen starken Körper bekommt. Das ist auch schon gut! Aber es muß etwas geben, das noch besser ist, weil er sagt: seid stark in dem Herrn!

O ja, das ist gewißlich wahr. Es kommt doch zu oft vor, daß es uns nicht ein bißchen hilft, daß wir einen noch so starken Körper haben.

Ich kenne einen Mann, der auf einer Belide im Hafen arbeitete. Er war so stark, daß er ohne weiteres einen ganzen Wehlack von dem Boot auf die Brücke hinaufzutragen vermochte, ja, ich glaube, er schaffte es sogar mit zwei.

Und da muß man stark sein.

Aber wenn dieser starke Mann abends zu seiner Frau und seinen Kindern nach Hause gehen wollte, geschah es oft, daß er irgend einen Freund traf, der ihm zurief:

„Komme mit, dann kriegst du einen tüchtigen Schnaps.“

Und da war er nicht stark genug, sondern ging mit und kam dann betrunken nach Hause. Und das war keine Freude, weder für Frau und Kinder, noch für ihn selbst; denn jedesmal hatte er seiner Frau versprochen, mit dem Trinken aufzuhören zu wollen.

Es half ihm wenig, daß er einen so starken Rücken hatte, daß er zwei Wehlacke zu tragen vermochte. Wäre er stark gewesen in dem Herrn, so hätte er es vermocht, mit dem Trinken aufzuhören.

Ja, manchmal kann es ein reines Unglück sein, einen starken Körper zu haben. Es kommt darauf an, wozu man seine Stärke braucht, wenn man sie dazu braucht, ein Räuber oder ein Mörder zu werden, dann wäre es wahrlich besser, sowohl für einen selber als auch für andere, daß man keine Stärke besäße.

Es ist gut, einen starken Körper zu haben, wenn man seine Stärke nur richtig anwendet. Deshalb ist es nicht genug, nur einen starken Körper zu haben. Wollen wir

Freude und Nutzen daran haben, so müssen wir auch in dem Herrn so stark sein, daß wir unsere Stärke meistern können. Sonst wird es leicht so gehen, daß wir, je stärker wir werden, desto mehr Böses tun können.

Stark in dem Herrn — ja, was bedeutet das denn?

Das heißt, daß du so stark werden sollst, daß du nein sagen kannst, wenn du in Versuchung kommst, etwas zu tun, wonon du weißt, daß es sündig und schlecht ist.

Der stärkste Mensch, der jemals auf der Erde gelebt hat, ist Jesus. Er war so stark, daß er zu dem bösen Versuchter stets nein sagte, schon als er ein kleiner Junge war.

Aber deshalb wurde er auch so stark, daß er der Welt Sünde tragen konnte. Das ist die schwerste Last, die je auf dieser Erde getragen worden ist. Ihr erinnert euch noch, wie sie auf ihm lastete, als er auf seinen Knien lag und den blutigen Schweiß in Gethsemane schaffte und als er am Kreuze rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.“

Er war stärker als alles Leid und alle Pein, ja er war stärker als der Tod. Deshalb wurde er unser Erlöser.

Darum können alle diejenigen, welche mit ihm sein wollen, von den bösen sündigen Mächten, die sie fesseln, erlöst und so stark werden in dem Herrn, daß auch sie zu dem bösen Versuchter nein sagen können, wenn er sie bedrängt. O, wie sehr wünschte ich nur, daß ihr alle, Jungen und Mädchen recht stark sein möget in dem Herrn!

Dazu braucht man viel Übung, und man lernt es nur bei Jesus. Aber je früher ihr anfangt, desto besser.

Es ist damit ähnlich wie mit den Zweigen an einem Baum, sagt Jesus. Der Saft von dem Baum fließt in die Äste, bis in den kleinsten Zweig; so bekommen sie Anteil an dem Leben des Stammes.

Wir sind die Zweige an dem Stamm, welcher Jesus heißt. Er läßt sein starkes Leben in uns hineinströmen, daß wir es auch nach und nach lernen, zu dem bösen Versuchter nein zu sagen.

Ich habe viele solche starke Jungen und Mädchen gekannt. Ich denke noch an ein halbwüchsiges Mädchen, zu welchem ein Junge unverschämmt sein wollte.

„Laß mich los“, schrie sie und gab ihm eine Ohrfeige, daß der Junge taumelte. Das war gut getan.

Ich habe aber viele, viele gekannt, die nicht stark in dem Herrn waren.

Ein Junge, den ich kannte, wurde einmal so wildtörend auf seine Mutter, daß er seine Stiefel auf sie warf, weil er nicht bekam, was er wollte.

Als er aber sah, wie betrübt seine Mutter wurde, reute es ihn, und als er am Abend zu Bett gegangen war, kam die Mutter zu ihm herein, und dann beteten sie zusammen, daß er es lernen möge, seinen bösen Sünden zu wehren, und es half, von da ab wurde er ein guter Junge.

So will ich euch heute darum bitten:

Seid stark in dem Herrn!

Nicht nur stark, um Sport zu treiben und ähnliches — das, weiß ich, möchtet ihr gern —, sondern stark in dem Herrn, daß ihr nein sagen könnt, wenn ihr in Versuchung gebracht werdet, zu tun, was böse und schlecht ist.

Betet darum jeden Tag und läßt euch! Keiner wird ein Meister, der sich nicht übt!

Und wenn du nicht stark genug gewesen bist, so denk an den Jungen mit den Stiefeln und tue das, was er tat. Bete für dein Heil, so wird es wieder gut, und du kannst von neuem anfangen.

Mit jedem Male wirst du stärker werden, wenn du bei dem in die Lehre gehst, welcher der Stärkste von allen ist: Jesus.

Ehrfurcht vor deutschem Schriftgut

Der Präsident der Reichsschrifttumskammer mahnt in einer Bekanntmachung zur Ehrfurcht vor den großen Kunstwerken unseres Volkes. Zuweilen würden sogar Veränderungen des Wortlautes einer Dichtung vorgenommen und damit deutsches Kulturgut verfälscht und verstümmelt.

Dass diese Anordnung notwendig war, beweist die Mitteilung, die die Deutsche Allgemeine Zeitung von einer Rundsichtung machte, die in einer Rundfunksendung der Sprecher vornahm. Die Schlusssätze von Eichendorffs „Durch Feld und Buchenhallen“ lautet: „Die Wollen ziehn herunter, das Vöglein senkt sich gleich, Gedanken gehn und Lieder fort bis ins Himmelreich“. Viele Rundfunkhörer, so schreibt die D.Z., werden die Worte des Sprechers in Gedanken mitgesprochen haben oder ihnen sogar vorausgehört sein, und daher werden sie auch nicht wenig erstaunt gewesen sein, als es am Schlusse plötzlich hieß: „Gedanken gehn und Lieder ins liebe Deutsche Reich“. Das Deutsche Reich, so betont das Blatt, und, was ja dasselbe ist, das deutsche Vaterland, ist gewiß uns allen so lieb und wert, wie es nur sein kann; aber deshalb braucht man doch nicht den Dichtern unserer schönsten Volks- und Vaterlandslieder, die sich nicht einmal mehr dagegen wehren können, in ihren Werken herumzuphuschen.“

Entsprechend dem Vorgehen der Reichsschrifttumskammer hat sich schon vor längerer Zeit der Präsident der Reichsmusikkammer gegen Bestrebungen gewandt, Text und Musik eines Kunstwerkes auseinanderzureißen oder die Einbindung von Chorwerken etwa deshalb zu verhindern, weil der zugrunde liegende geistliche Text heiligen Anschauungen nicht genüge.

Kinderreichtum

Nach ziemlich sicheren Schätzungen beträgt die Zahl aller Familien in Württemberg rund 600 000. Davon sind etwas mehr als ein Drittel kinderlos, ein weiteres Drittel hat ein Kind, der Rest zwei und mehr. Volksfamilien mit drei und mehr Kindern sind es rund 85 000; davon haben 48 268 Familien drei Kinder, 20 711 haben vier, 8688 haben fünf, 3881 haben sechs, 1687 haben sieben und 694 Familien haben acht Kinder. Neben den industriellen Kreisen wie Stuttgart, Heilbronn, Ulm, bei denen die Dreifinderehe recht häufig ist, sind vor allem die bäuerlichen Kreise am kinderreichsten. Aber kein Stand dürfte einen so starken Anteil kinderreicher Familien aufweisen wie das evangelische Pfarrhaus. Auf einen verheirateten Pfarrer entfielen nach dem Stand vom 1. Mai 1934 3,16 Kinder; 655 Ehen oder 58,17 % aller Pfarrerehen in Württemberg haben drei und mehr Kinder; 437 Ehen oder 45,66 % der mit Kindern gesegneten Ehe sind kinderreich, das heißt haben vier und mehr Kinder.

Schnein

Wir gehen alle an unseren wahren Bestimmungen vorüber, und das ist die Erbsünde!

Jeder Mensch ist ursprünglich eine Originalausgabe aus Gottes Hand; wenn einer aber in der Menge mitläuft, macht er sich zu einem falschen Nachdruck.

Jemandem muß unser Herz seine Heimat haben. Weilt es nicht in der Freundschaft der Guten, so irrt es in der Fremde herum und ist in Gefahr, sich zu verlaufen.

Pienhard.

Eine Frucht kirchlicher Besinnung

Die amerikanische Jugend wendet sich in wachsendem Maße der christlichen Kirche zu und tritt z. T. scharfemweise den verschiedenen christlichen Jugendverbänden bei. Die Bestätigung dafür ergibt sich aus einer Rundfrage, die der Nationalrat der Lutherischen Kirchen in Amerika soeben zu Ende geführt hat. Der Ausfall an Mitgliedern in den kirchlichen Jugendbänden in den letzten Jahren geht nach Ueberzeugung der Vereinsleiter darauf zurück, daß die Kirchen in den Vereinigten Staaten die soziale Arbeit zu stark in den Vordergrund gestellt hatten. Mit der vertieften Besinnung auf ihren geistlichen Auftrag, die heute allenthalben festgestellt werden kann, ist auch die Haltung der Jugend gegenüber der Kirche eine andere geworden. Heute steht die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus im Mittelpunkt der kirchlichen Gesamtarbeit. Diese Rückkehr zur fundamentalen Aufgabe der Kirche und der christlichen Jugendorganisationen bedeutet nach Ueberzeugung der führenden Stellen ein Wachwerden der Jugend zu neuem geistlichen Leben. Ein erfahrener christlicher Jugendführer berichtet von einer Zunahme der Mitgliedschaft in den letzten 12 Monaten wie sie seit 15 Jahren nicht mehr erlebt worden war. Andere christliche Jugendgruppen berichten von einem Wachstum ihrer Mitgliedschaft bis zu 100 Prozent und mehr.

Aus der Gemeinde

Gottesdienste in der Lutherkirche jeden Sonntag und Festtag um 10 Uhr.

Kindergottesdienste jeden Sonntag von 11½ - 12¼ Uhr.

Am 13. Mai hatten wir in unserer Kirche das erste Orgelkonzert. Organist Gerhard Groth von der Ansgarkirche in Langenhorn, der die Zusammenstellung der Orgel entworfen hat, saß am Spieltisch. Unter seinem Spiel kam die Orgel zu ihrer vollen Bestung. Günstig wirkte auch, daß zwei Register, die etwas hart klangen, kurz vorher geändert waren, so daß sie nun besser den anderen Stimmen und dem Kirchenraum angepaßt sind. So stellte sich das Werk aufs schönste dar. Die Musikkritik, die zu dem Abend geladen war, konnte das nur bestätigen und den „höchsten künstlerischen Wert“ der Orgel bezeugen. Ich zweifle nicht, daß die Orgel, die an die alte Tradition des Orgelbaus anknüpfte und uns bewegen anfangs etwas ungewohnt klang, nach und nach die Herzen der Gemeinde gewinnen wird. — Erwähnt sei auch das seltene Spiel des Geigers Fridolin Wülbern, der im letzten Augenblick für die in Aussicht genommene Geigerspielerin eingesprungen war; es gab ein wunderbares Zusammenklängen von Orgel und Geige.

Einen Organisten können wir jetzt noch nicht anstellen, da die Kirchengemeinde immer noch nicht selbständig ist und demzufolge noch keine Kirchenvertretung und keinen Kirchenvorstand besitzt, die für die Errichtung der Stelle und die Berufung des Organisten zuständig wären. —

Zu danken habe ich A. für die Stützung von 50 RM zu einer Höranlage für Schwerhörige in der Kirche, Frau K. für 10 RM zur Anschaffung und Herrn E. für den Transport eines Schrankes.

Die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfe und Gemeindeförderin Frau M. Lübrs ist telefonisch unter 23 09 77 zu erreichen.

Pastor B o e c h, Waldstr. 39, Tel. 59 54 85.

Gemeinde-Blatt

für

Wellingsbüttel (Kirchspiel Bramfeld)

Juli

O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Jeremia 22, 29.

1938

Es ist ein Retter da!

„Des solln wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein.“

„Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“

(Les den ganzen Abschnitt Luk. 15, 1—10).

Im März hörten wir vom RbZ-Dampfer „Gustloff“. Der hatte drahtlos Signale aufgenommen. Durch den Wetter kam der Ruf SOS! Helft uns, wir sind verloren. ... Da wußten die deutschen Seeleute: da draußen im Sturm ist ein verlorenes Schiff. Und sie sind hingefahren und haben unter Lebensgefahr die Mannschaft des englischen Dampfers gerettet.

Wer da an Bord des „Gustloff“ Zeuge dieser Rettungstat gewesen ist, hat einen unvergesslichen Eindruck empfunden. Mit welcher Spannung und weichem Stolz wird er gesehen haben, wie da die beiden Boote des „Gustloff“ den Kampf aufnahmen mit dem wütenden Sturm, und wie die Verlorenen übergenommen und alle wohlbehalten an Bord gebracht wurden. Es waren unbekannte Menschen, Männer einer anderen Nation, — und doch, — mit welcher Freude wurde es erlebt, als die Verlorenen gerettet waren. Wir sagen: wie gut, daß es das gibt, ein so feines Empfindungsvermögen der Apparate, daß ein Hilferuf trotz Sturmgetos es empfinden und gehört wird, und daß dann im Herzen der Menschen die Hilfsbereitschaft erwacht. Uns geht das Herz auf, wenn wir auch nur davon lesen.

Und nun sagt die Geschichte vom verlorenen Schaf und verlorenen Groschen: so ist Gott, so empfindsam, so feinsinnig, daß er den leinsten Seufzer der innersten Lebensnot der Menschen vernimmt. ... Ja, er fühlt, was los ist, bevor ein Hilferuf ertönt, und dann handelt er, um zu retten. Wie merkwürdig, daß da auf einmal vieler Menschen Herzen ganz anders empfinden, als wenn sie von der Rettung Schiffbrüchiger hören. — Da heißt es auf einmal: Verlorene dürfen nicht gerettet werden, mit ihnen soll sich kein Unständiger, kein Geisler abgeben, sie sollen in ihrer Verlorenheit bleiben. Das war die Geistesver-

fassung der Pharisäer und Schriftgelehrten, als sie murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.

Und nun sagt Jesus uns, wie Gottes Liebe ist. Sie hat ihren Grund und Quell in Gott selbst. Er sagt: Gott liebt dich, weil er Gott ist, weil das sein Wesen ist. Das ist der Grund unserer Zuersticht. Das ist es, was Luther uns wieder lehren lehrte in der Gestalt Jesu: wir sollen und können nicht Gottes Liebe erwecken, — sie ist bereits auf uns gerichtet und wartet nicht, bis wir versuchen, lebenswert zu werden. Er sucht uns, bevor wir eine Brücke zu ihm gefunden haben. Er weiß ja, daß wir die nie finden werden. Wir Menschen können ja gar nicht die Brücke zu ihm bauen. Das versuchen alle Religionen ja immer wieder. Es ist vergebens. Nur er selbst kann sie bauen, sie uns schenken, sie uns zeigen. — Er selbst muß uns zu sich führen, sonst finden wir ihn nie. Darin besteht eben unsere Verlorenheit.

Das Evangelium aber sagt: Gott findet dich. Er sucht dich und findet dich wie der Hirte das verirrte und störrische Tier, und wie die Frau den verlorenen Groschen. Er ist der Handeinde, wie das Lied es sagt: „Ich lief verirrt und war verblindet, ich suchte dich und fand dich nicht, — Nun aber ist's durch dich geschehn, daß ich dich hab erseh'n.“ (Gesangbuch Nr. 200 Vers 4).

Und dieser „Hirte“ ist immer unterwegs. Es ist der lebendige Christus, der da ist alle Tage. Er sucht auch die Störrischen. Und die finden sich in allen Lagern der Menschen, unter Guten und Bösen, unter Idealisten und Materialisten, unter Feinen und Groben. Er sucht die, die fern sind von ihm, die ihn meiden, die eine Schen haben vor dem ewigen, lebendigen Gott. — Er kommt zu uns durch sein Wort, und auch diese Geschichte aus Lukas 15 ist sein Wort.

Was wollen wir dazu sagen? — Es ist die Geschichte einer großen Liebe. Sie umspannt eine ganze Menschenwelt. Wer darüber mit den Pharisäern und Schriftgelehrten wartet, bei dem stimmt etwas nicht, er ist noch mit Gott unseiner. Und wenn Eltern sagen können, was ich einmal hörte: ich will meine Kinder lieber tot sehen als fromm, das heißt doch: lieber tot als für Gott gerettet, dann wissen sie nicht, was sie sagen.

Wir aber wollen froh sein, daß Jesus Christus uns sucht und unsere Kinder sucht und unser Volk sucht, und daß es so ist, wie Petrus in seiner großen Pfingstpredigt gesagt hat: „Euer und eurer Kinder ist diese Verheißung und aller, die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzurufen wird.“ —

Des sollt wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein! — Amen.

Georg Christianen.

*

Das Kind in unserer Kirche

Von Pfarrer Kurt Rasenberger

„Kinder sind Sieger mit Lachen und Weinen“, sagte mir jüngst ein Vater, als wir am Kirchenausgang standen und ihm kein kleiner Knabe die Treppenstufen herab in die Urne lief; und meinte dies damit: „Mein Junge hat nicht eher gerührt, unter Willen, Drängen und Freude, zu weilen auch unter Tränen zu zeigen, daß er auch in die große Kirche wolle, bis wir es so einrichteten, wir großer Leute, die wir zuvor gar nicht gewußt haben, daß es Sonntag ist; nun zählt Herr; die Tage, da dann in der Frühe wieder die Glocken läuten. Und längst sind wir Eltern auch feierliche und frohe Menschen geworden des Sonntags und alle Tage durch unser Kind“. „Unsre Glocken, unsre Kirche, unser Pfarrer!“ ist die froh beschlagene Rede der Knaben und Mädchen, die in den Kindergottesdienst gehen. Fünfzig waren es vor einem Jahr, über zweihundert sind es heute, mehr noch werden es sein, denn „Kinder sind Sieger mit Lachen und Weinen!“

Gehe oder fahre ich in Gedanken durch meine Straßen hier in diesem wunderschönen Stadtteil im Osten Berlins, so kommt mir zuweilen ein froher junger Ruf ins Herz; da winken Kinderhände, dort springen ein paar kleine Mädchen zu mir heran: „Wann sehen wir uns wieder?“, und ich halte gern. „Kommt ihr schon in euren Kindergottesdienst“, frage ich; und sie antworten: „Die Elki, mit der wir in einer Schulkasse sind, hat uns erzählt, wie feierlich es ist, und zeigte uns die schöne rote Mappe, und wenn wir kommen dürfen . . . ?“ „Von mir aus gern, ihr Allerbesten“, scherze ich und erfahre, daß die heidelt sich vorgenommen haben, mich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit selber danach zu fragen; und daß sie es längst daheim mit Vater und Mutter ausgemacht haben: sie werden Kindergottesdienstkinder!

Auf der „Knabenleiter“ (die Knaben sitzen im linken, die Mädchen im rechten Teil des Kirchenschiffes) sind wir bis jetzt vier oder fünf Gruppen mit je einem Helfer; nach Altersklassen geordnet. Manchmal sitzt auch ein kleines Mädchen neben einem Jungen; das sind Geschwister. Und feierlich und gewiß fürs spätere Leben unvergesslich sagt der ältere Bruder, daß sein Schwesterlein auch ja jedes Bild, jeden Niederbogen sorgsam in seine Mappe bekommt. Da sitzen zwei Brüder, Kinder von Spanienkämpfern; die Mutter ist eine Spanierin, der Vater ein Deutscher. Der kleinere ist ein zärtlicher Junge, der wie aus einem glücklichen Träumen mitten in den Gottesdienst hinein mit seiner lieben guten Stimme ruft „Mein Pastor!“ und seine Händchen nach mir ausstreckt. Der größere Bruder ist eher schon etwas bedächtig, aber aus seinen Augen bricht ein verzaubertes Temperament, wenn er leise und gemessen den Mittelgang des Schiffes heraufkommt und mir die Hand gibt, ferzengerade lehrt macht und sich auf seinen Platz setzt: „Dies ist mein Platz in meiner Kirche.“ Neulich, als wir die schöne nachsterliche Geschichte von den Emmausjüngern erlebten, hat er sie mit seinen Worten gesagt: „Da haben die Jünger den Heiland eingeladen und mit ihm das

Abendbrot geteilt, und wie er sie lieb ansah und für die Speise dem Vater dankte, da haben sie ihn erkannt; denn er war fröhlich, weil er bei lieben Menschen war, und sie wurden alle satt, auch in den Herzen waren sie so ganz fröhlich und satt“.

Oder dies: Eine Familie zieht in unseren Ort. Dabei ist ein großer Junge, der sich für meinen Konfirmandenunterricht anmeldet. Er ist fast so groß wie ich und sagt mir eines Tages: „In unserem Häuserblock wohnen über sechzig Familien, ich habe die Jungen inzwischen festgestellt, das gäbe eine ganz neue Gruppe für den Kindergottesdienst.“ Er erhält von mir einen Helferkalender, auf den er sehr stolz ist. Und bald sind fast zwei Bänke mit neuen Besuchern gefüllt, und Horst ist ihr und mein treuer Helfer im Kindergottesdienst.

Es gibt in unserem Stadtteil noch sehr viel kirchenausgetretene Familien; aber ihre Kinder werden bei uns getauft, und die Eltern finden langsam den Weg zur Kirche zurück. „Kinder sind Sieger“. Den Konfirmandenunterricht besuchen alle Kinder, auch die der sogenannten religionslosen Familien. „Kinder sind Sieger“. Durch unsere sehr schön eingerichteten Kindergärten gehen jährlich an sechzig Kinder. Mit ihrem Eintritt in die Schule werden sie zu gleich dem Kindergottesdienst zugeführt, zusammen übrigens mit den vielen andern Kindern, die jetzt eingeschult und die mit ihren Eltern zum Schulanfangsgottesdienst eingeladen werden. Die Kindergartenkinder sind das Kirchengeschehen schon von dort aus gewöhnt, denn sie beginnen im Sommerhalbjahr jede Woche mit einer, mit „ihrer Kinderkirche“, zu der sie von den sie betreuenden Schwestern und Helferinnen vom Gemeindehaus aus jeden Montag, vormittags 10 Uhr, in die Kirche geführt werden; Kantor, Orgel, Lichter, der Pfarrer, der Organist, der Kirchendiener gehören ihnen. Die Kinder in unserem Laubengebiet haben eine eigens für sie ausgebildete Kindergärtnerin. Unsere Diakonissen sind zugleich Helferinnen im Kindergottesdienst und in der kirchlichen Jugendarbeit. Unter den etwa vierzig Kindern, welche im Laubengebiet betreut werden, sind auch solche kirchenausgetretener Eltern. „Kinder sind Sieger“.

Der Kindergottesdienst ist die Einführung des Kindes in das kirchliche Leben und die beste Vorbereitung zum späteren Konfirmandenunterricht. Es gibt eine kirchliche Anordnung, wonach allerorts zweijähriger Unterricht anstreben ist. Auf dem Lande und in den kleinen Städten haben wir ihn schon längst. Aber in der Großstadt? Nun: In der Hilfschule übernahm ich acht Knaben und Mädchen als ordentlichen Schlussjahrgang. Zuletzt waren es sechzehn Kinder. „Hierher!“ rufen sie und stellen mir einen Stuhl mitten in die Bankreihen; und ich muß erzählen, lauter seine kleine Geschichten zum Katechismus. Und als ich einmal langsam durch den Mittelgang gehe, auf und ab, und den Faden einer schönen Erzählung spüre, legt sich ein Arm in den meinen, und eine gute zutrauliche Stimme sagt: „Das ist so schön im Konfirmandenunterricht. Unser Lehrer hat uns erlaubt, auch schon zu Ihnen zu kommen, wir sind aus der zweiten Klasse.“ Oder aber: eine Mutter sitzt an meiner Stube. Sie hat zwei Kinder im Organ: „Darf ich das kleinere Mädchen nicht jetzt schon mit anmelden, daß es zwei Jahre Unterricht hat?“. Oder aber: einer der Jungen im Einsegnungsanzug besucht mich am Tage, bevor er seine Lehrstelle antritt: „Und das wollt ich Ihnen noch sagen: Ich habe nie gewußt, wie schön Kirche ist und Konfirmandenzeit. Wenn wir doch zwei Jahre Unterricht gehabt hätten!“

Ja: „Kinder sind Sieger mit Lachen und Weinen.“ Der Wissende aber sagt dieses so: Jesus ist Sieger.

Wer sind die Unglücklichen?

Eine Erzählung aus dem Leben

Es war in einem Abteil des Kleinbahnzuges, der bedächtig durch eine reizlose Gegend fuhr. An der ersten Haltestelle stieg eine Frau von etwa 60 Jahren ein, die schwer an einem Kutschack mit Kartoffeln schleppte. Wie sich die Unterhaltung zwischen dieser Frau und einem sehr gut gekleideten Herrn einleitete, weiß ich nicht mehr. Ich wurde erst aufmerksam, als die Frau philosophisch erklärte: „Der Sack ist nicht das Schwerste, was ich im Leben getragen habe.“ Im D-Zug hätte der Herr wahrscheinlich an diese Bemerkung keine direkte Frage nach den Lebensschicksalen der Frau angeschlossen; hier aber war das eigentlich ganz natürlich. Es wurde gar nicht übel gedeutet, im Gegenteil ging die schlichte Frau unbefangen auf die Frage ein und erklärte: „Ich habe 15 Kinder geboren; fünf von ihnen mußte ich begraben lassen, als sie schon fast der Schule entwachsen waren und mir eine Stütze hätten werden können. Das jüngste, ein Junge, ist jetzt 13 Jahre alt, hat aber seinen Verstand nicht beisammen, so daß er jetzt noch wie ein kleines Kind gepflegt werden muß. Es ist ja auch wohl zu verstehen, warum das so kommen mußte. Kurz vor seiner Geburt brachte man mir den Mann nach Hause. Ein schwerer Eisenblock hatte ihm in der Fabrik das Rückenmark eingedrückt. Wie er da auf der Bahre lag, glaubte ich nicht anders, als daß er tot sei. Da hat der Schreck dem Kinde geschadet. Mein Mann ist nicht gestorben; aber er liegt seit dreizehn Jahren hilflos auf dem Bette. Ich denke, Sie werden zugeben, daß manches in meinem Leben schwerer war als der Sack da!“

Einen Augenblick schwieg die Unterhaltung; es war, als ob ein Ahnen des harten Menschenschicksals die Seele hante. Dann aber wurde der sehr feine Herr lebhaft, fast aufgeregelt. „Nein, nein!“ rief er laut, „das ist zu viel. Was ist Ihnen da vom Leben geblieben? Sie hatten doch auch ein Recht auf Glück! Wäre es nicht besser gewesen, Ihr Mann und das unglückliche Kind wären damals gestorben?“

Ganz ruhig und fest antwortete die Frau: „Sie sprechen so, wie Sie es verstehen. Sehen Sie, was Sie da vom Glück sagen. Nimm ganz genau. Ich habe meinen Teil an Erdenglück gehabt, so gut wie Sie und die andern. Mein Mann war brav und immer gut zu mir. Solange er schaffen konnte, weiß ich nicht, daß jemand glücklicher hätte sein können als wir. Wenn auch das Unglück kam, so hat es uns doch nicht unglücklich gemacht. Man ist ja nicht auf der Erde, um immer in Freude zu leben, sondern um die Pflichten zu tun. Und daß mein Mann damals nicht gestorben ist, das danke ich noch jeden Tag meinem Herrgott. Er hat mir vom Bett aus geholfen, die Kinder zu erziehen. Wenn ich einmal nutzlos werden wollte, dann habe ich mich an seinen Geduld wieder ausgerichtet. Dem Jungen, ja, dem hätte ich's schon gönnen mögen, wenn ihn der liebe Gott zu sich genommen hätte. Da es nicht geschehen ist, wird's ja wohl besser für mich und alle gewesen sein.“

Die Seelengröße dieser einfachen Frau machte auf mich, wohl auch auf die meisten anderen Reisenden, einen tiefen Eindruck, zumal man deutlich merken konnte, daß hier nicht mit Gefühlen und Taten geprunkt wurde.

Der feine Herr lächelte überlegen und sprach: „Ich könnte mich nicht so mißlos fügen!“

Da stellte die Frau eine sehr unbequeme Frage: „Was hätten Sie denn gegen all das tun können?“

Etwas verlegen kam die Antwort: „Ja, sehen Sie, liebe Frau, meinen Standpunkt in der Frage würden Sie wohl

kaum verstehen. Ich bin etwas freigeistig angehaucht. Da macht man schließlich einen Strich unter die Lebensrechnung, wenn keine Besserung der Lage zu erwarten ist.“

Erstzuden schaute die Frau dem Sprecher ins Gesicht, dann nachdenklich vor sich hin. Endlich kam das gewichtige Wort über ihre Lippen: „Manchmal habe ich denken müssen, ich wäre wirklich ein unglücklicher Mensch; jetzt weiß ich bestimmt, daß es nicht wahr ist.“

Dann schleppte sie auch schon ihren Sack zur Tür, denn sie hatte ihr Ziel erreicht. Schon war die Tür geöffnet, da wandte sich die Frau noch einmal um und sagte: „Herr, Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich manchmal ein Vaterunser für Sie bete?“

Die Tür klappte wieder zu. Der Herr lächelte, aber von den Mitreisenden niemand.

(Nachgedruckt dem Blatt „Aus Gottes Garten“, Heft 3 von 1921, Verlag des Rauhen Hauses, Hamburg.)

*

Die Religionszugehörigkeit bei der kommenden Volkszählung

Bei der kommenden Volkszählung, die ursprünglich schon für Anfang Mai vorgesehen war, aber im Hinblick auf die Angliederung Oesterreichs auf einen späteren Zeitpunkt verschoben worden ist, wird wie früher wieder nach der Religion gefragt werden. Maßgebend für die Eintragung ist dabei die rechtliche Zugehörigkeit zu einer Kirche oder Religionsgemeinschaft. Das ist bei den Volkszählungen 1925 und 1933 schon so gewesen und soll nun auch bei der neuen Zählung beibehalten werden. Für diejenigen, die rechtlich keiner Kirche, Religionsgesellschaft oder religiös-weitanschaulichen Gemeinschaft angehören, ist vorgeschrieben, sich als „gottgläubig“ oder „glaubenslos“ einzutragen. Diese Bezeichnung kommt deshalb für die Glieder unserer evangelischen Kirche nicht in Frage. Wer nicht aus der christlichen Kirche ausgetreten ist, muß sich also bei der Zählung wie überhaupt bei allen amtlichen Eintragungen als Mitglied seiner Kirche bezeichnen.

Nun ist bekanntlich die Spalte „Religion“ auf der Haushaltungsliste schon bei früheren Volkszählungen ein Tummelplatz für unklare und unsinnige Eintragungen gewesen. Es ist erstaunlich, auf welche Bezeichnungen mancher verfallen sind, um ihre Religionszugehörigkeit zu kennzeichnen. Obwohl es wenig mehr als zwanzig Landeskirchen gab, sind über hundert verschiedene Formulierungen der Zugehörigkeit zu einer Landeskirche aufgetaucht. Die Unsinnigkeit vieler Eintragungen liegt auf der Hand; wenn z. B. eine Angabe lautet „Freie evangelische Landeskirche“, so dürfte es schwer sein zu entscheiden, ob der Eintragende damit sein persönliches kirchliches Programm zum Ausdruck bringen wollte oder ob er sich über den Sinn dieser Worte selbst nicht im klaren war. Deshalb wäre dem Ansehen der Deutschen Evangelischen Kirche nur damit gedient, wenn bei der kommenden Zählung lediglich Bezeichnungen wie „evangelisch“ oder „lutherisch“ oder „reformiert“ in den Haushaltungslisten verwandt würden.

Etwas ganz anderes als die Eintragung in der Haushaltungsliste ist die spätere Auswertung der in diesen Listen enthaltenen Angaben für die Religionsstatistik, die von den amtlichen Stellen vorgenommen wird. Hier wird die Gesamtbevölkerung nach ihrer Religionszugehörigkeit in acht Gruppen gegliedert. Die erste enthält die Angehörigen evangelischer Landes- und Freikirchen. Wir werden also von der neuen Zählung als Ergebnis nur die Zahl der Angehörigen des Gesamtprotestantismus, nicht aber die Zahl der Angehörigen der Landeskirchen erhalten.

Der Klingenbeutel kommt wieder zu Ehren

Nachweis nicht gestattet.

In meiner Jugend gab es noch einen Klingenbeutel; er ging Sonntag für Sonntag durch die Reihen; Mutter oder Großmutter hatten einen Groschen im Handschuh und nicht sie allein; wenn der Klingenbeutel kam, merkte man, daß die Frauen sich nach den Handschuhen fuhren. Mit meinen kleinen Fäusthandschuhen wollte ich das auch so machen, aber ich war nicht geschickt genug. Der Klingenbeutel kam, blieb vor mir stehen, ich stümperte an dem Finger des Handschuhs herum, der Fäustler wollte aber nicht herankommen. Da wippte der Saatkbeutel mit seinem Schwäzchen und ging weiter. Ich war von dem kleinen Ereignis so in Anspruch genommen, daß ich nicht mehr bei der Predigt zuhören konnte. Meine Großmutter tuschelte mir zu: „Du hättest doch nickeln können!“ Aber ich wollte ja nicht nickeln, ich hatte ja meinen Fäustler so brav mitgebracht und so gut aufgehoben, ich konnte ihn nur nicht ans Tageslicht befördern. Durch das kleine Vorkommen ist mir der Klingenbeutel ein bißchen verleidet worden; ich habe ihn nicht vernutzt, als er lang- und klanglos verschwand. Nun er aber wiederkommt, werde ich an meine Kinderzeit erinnert, und die Rückkehr des Klingenbeutels läßt vor mir eine Fülle von Gesichtern auftauchen, die es in der irdischen Verblütheit nicht mehr gibt.

Bräuche kommen und gehen. Der Klingenbeutel ist wieder da! Die Gemeinden brauchen dringend jeden Pfennig, und sie sind auch nicht böse, wenn ein Silberstück hineinfällt, selbstverständlich neben der Kollekte, da ja die Hauskollektion im Wegfall gekommen sind und der Mangel auf Schritt und Tritt zu spüren ist. Heute tragen die Klingenbeutel mancherorts schon nicht mehr die Kirchendiener, sondern die Aeltesten herum. Das ist ein Dienst, der seinen Mann erzieht. Das Wort: wohlzutun und mitzuteilen vergegessen nicht — muß in der Gemeinde Jesu Christi groß geschrieben bleiben, da uns allen ja Christus so wohlgetan und das große Opfer gebracht hat; wie sollten wir da das kleine Opfer veräümen!

Die Not der Unwissenheit

Es ist eine schwere Not der religiösen Auseinandersetzungen unserer Zeit, daß die einander gegenüberstehenden Gruppen oft so wenig Kenntnis vom wirklichen inneren Wesen und Willen des anderen haben. Die Folge sind dann verzerrte Urteile, Schiefheiten, Verbitterung darüber, daß man sich so verkennen lassen muß und so wenig ernstgenommen wird. Eine sachliche Auseinandersetzung, die fruchtbar wäre, ist dann von vornherein unmöglich gemacht. Darum ist es eine Mahnung für alle Vertreter aller Gruppen, wenn der bekannte Philosophieprofessor Dr. Kuno Fischer in einer Vorlesung 1879 erklärte, jeder müsse sich die entsprechenden Kenntnisse aneignen, wenn er in religiösen Fragen mitsprechen wolle:

„Ich habe . . . die Erfahrung gemacht, daß auf keinem Gebiete die Unwissenheit und die Neigung zu abschreckenden Urteilen größer ist als auf religiösem. Die Unwissenheit ist eine Folge des mangelhaftesten religiösen Unterrichtes und eines Ueberflusses an „Aufklärung“. Wenn man auf irgendeinem Gebiete nichts weiß, so pflegt man zu schweigen; aber auf religiösem Gebiete glauben alle gegen alles abprechen zu dürfen. Sie wollen kämpfen gegen die Religion, ohne sie zu kennen. Wie aber kann man ankämpfen gegen einen Gegner, wenn man ihn nicht kennt, wenn man über das Terrain nicht unterrichtet ist?“

Zum Nachdenken

Von einem, der glücklich ist.

Der bekannte, über 70jährige Bibelübersetzer D. M. C. u. g. e sagte in einem Gespräch zu einem Besucher: „Wenn Sie einmal nach einem Menschen gefragt werden, der wahrhaft glücklich ist, dann sagen Sie, es sei der alte D. Menge, und er sei es geworden allein durch die Gnade Gottes.“

*

Aus der Gemeinde

Gottesdienst in der Lutherkirche jeden Sonntag um 10 Uhr.

Kindergottesdienst jeden Sonntag von 11,30 bis 12,15 Uhr.

Die Errichtung der Kirchengemeinde ist immer noch nicht erfolgt. Es freit aber zu hoffen, daß sie demnächst zustandekommen wird. Dann werden Kirchenvorstand und Kirchenverwaltung ernannt werden und diese die wichtigen Aufgaben in die Hand nehmen können, die mit dem Aufbau der Kirchengemeinde verbunden sind.

Schon lange besteht der Plan, in unserer Kirche eine Höranlage zu schaffen, die es Schwerhörigen ermöglichen soll, der Liturgie und der Predigt zu folgen. Einige Mittel dazu sind bereits gestiftet. Ich hoffe, daß die Anlage demnächst eingerichtet werden kann. Mir persönlich ist es ein besonderes Anliegen, sie zu schaffen.

Am 14. Juni hatten wir in der Kirche wieder Abendmusik. Frau Renne Kren sang, Erich Kaitwiesler spielte Geige. Frau J. W. land brachte mit dem verstärkten Kirchenchor ein kleines geistliches Konzert von Schütz zu Gedenke. Fräulein Ursula Niebuhr führte auf der Orgel alte und neue Meister vor, unter letzteren auch H. Fr. Wächterlein, der anwesend war, ohne daß er wußte, daß Werke von ihm gebracht werden sollten, und der sich nun freute, sie auf unserer Orgel zu hören. Auch er lobte die Orgel sehr. Mit der Orgel ist eine Baraussetzung dafür gegeben, daß unsere Kirche ein Mittelpunkt kirchenmusikalischer Kultur wird. Dies Ziel sollte die künftige Kirchenvertretung nicht aus dem Auge lassen.

Unrauh war die Musik in der Kirche durch Darbietungen des Hamburger Posaunenchorverbandes unter Leitung des Landesobmanns August Schröder. Feierliche Choralänge erklangen vor der Kirche und wurden weithin über den Ort getragen.

Allen Mitwirkenden sei herzlich gedankt. Dank auch dem landesörtlichen Amt für Kirchenmusik in Hamburg, das uns diesmal und auch sonst schon seine wirksame Hilfe hat zuwenden lassen.

Die Kollekte war für die Beschaffung eines Kronleuchters bestimmt. Sie erbrachte 33 R. M., so daß uns bis heute (21. Juni) für diesen Zweck 90,24 R. M. zur Verfügung stehen. Nötig sind etwa 300 R. M.

Am 16. Juni machte die Evangelische Frauenhilfe einen Ausflug nach Binsberg. Den musikalischen Gehalt dazu bot Frau W. land mit ihrem Kirchenchor. Ihnen allen sei gedankt, wie auch denen, die wiederum Freikarten für die Teilnahme gestiftet haben.

Die Vorsitzende der Frauenhilfe und Gemeindeführerin Frau M. W. ährt ist telefonisch unter 23 09 77 zu erreichen.

Pastor B. o. e. d., Waldstraße 39, Tel.: 54 54 85.

Gemeinde-Blatt

für

Wellingsbüttel (Kirchspiel Bramfeld)

August | Sorge im Herzen kränkt, aber ein freundliches Wort erfreut! Sprüche 12, 25. | 1938

Einen Strahl von deinem Glanze send, o Herr, in meine Seele!

„Die Freude am Herrn ist eure Stärke!“ Neh. 8, 10.

Jeder Mensch hat in sich den Drang nach Freude. Wir suchen nach Freude. Sie ist wie die Sonne, in deren Licht und Wärme alles gedeiht. Die Freude am Werk gibt doppelte Kraft, sie beschwingt unser Tun. Die Freude am Mitmenschen läßt alle guten Kräfte in uns wach werden. Nur wenn die Freude zur Hölle wird, ist sie wie eine lötende Glut. Dann gleicht sie der Sonne am Äquator, die alles verfringt und zur Wüste macht.

Die tiefste und reinste Freude, die es gibt, ist die Freude an Gott. Sie segnet den ganzen Menschen. Sie strömt wie neues Leben in ihn hinein und gestattet ihm um. Wir können das Wunder ihrer Kraft nicht auslagern und auslagern.

Vor einigen Jahren lag ein junger Mann, 25 Jahre alt, krank in einem der großen Krankenhäuser Kopenhagens. Er sollte operiert werden. Als er in den Operationsaal gebracht wurde, schaute er sich in der ungewohnten Umgebung um wie in einer anderen Welt. Der Oberarzt, der die Operation vornehmen sollte, hatte alles in Ordnung. Es war eine sehr schwere Operation. Er hatte sie früher zweimal glücklich ausgeführt, und nun waren viele junge Ärzte anwesend. Wenn der Kranke in der Markise lag, mußte der Oberarzt, während er die Operation ausführte, gleichzeitig den jungen Kollegen Hinweise geben. Er machte eine Handbewegung und sprach einige Worte zu dem Kranken. „Mein lieber junger Freund“, sagte er, „ich habe Ihnen versprochen, Sie gesund zu machen, und ich hoffe, es wird mir gelingen, mein Wort zu halten. Aber ich fühle, daß es meine Pflicht ist, Ihnen ein Wort zu sagen, bevor ich die Operation ausführe. Der Schnitt, den ich in Ihrer Junge vornehmen muß — es handelte sich um Jungentrebs —, wird Sie zwar gesund machen, aber Sie werden die Fähigkeit verlieren zu sprechen. Wenn Sie daher noch ein Wort sagen möchten, tun Sie es jetzt, denn es wird Ihr letztes Wort sein.“ —

Dem Kranken traten die Tränen in die Augen, und er wurde ein wenig blaß. Aber dann nahm er sich mit Kraft zusammen, hob seine Augen empor, tastete die Hände über der Brust und sprach vor aller Ohren sein letztes Wort. — Ja, welches Wort könnte man sich wohl als sein letztes hier in dieser Welt wünschen? — Sein letztes Wort lautete: „Lob, Preis und Dank sei dem Herrn Jesus Christus in alle Ewigkeit! Amen.“ —

Wenn einer in solcher Lage so sprechen kann, dann ist das keine Schauspielerei, sondern es zeugt davon, daß er etwas erlebt hat mit seinem Gott. Er muß eine große Liebe empfangen haben. Aber noch mehr: Er muß selbst davon überzeugt sein; diese Liebe geht weiter mit mir, sie wird mich nicht verlassen, sie wird mich stark und getrost machen auch in der schweren Not, mit der ich mich nun abfinden muß. Und wenn mein Mund für den ganzen Rest meines Lebens stumm bleiben muß, so wird dennoch mein Herz singen. —

So kann einer nur sprechen und sich halten aus Freude an Gott. Zur Freude an Gott kommen wir aber nur durch empfangene Liebe. Das Erlebnis im Operationsaal zeigt aber, daß diese Liebe von besonderer Art sein muß. Hier konnte der Kranke sich ja nicht über einen besonders großen Erfolg oder einen großen Glücksschick begeistern. Im Gegenteil! Es konnte ja auch nicht seine Krankheit sein. Es mußte etwas anderes sein.

Gottes Liebe empfangen, heißt zunächst, seinen Ruf hören und ihm folgen. Es ist keiner unter den Lesern dieser Zeilen, den Gott nicht rief. Vielleicht hat er ihn oft genug gerufen. Aber wie ist es denn? In dem Augenblick, wo es mir ansieht: ich bin Gott wichtig, ich bin ihm wert, er will etwas Neues aus mir machen, — ja, ich müßte ja völlig verblödet sein, wenn mich das nicht von Grund aus überwältigte.

Denn ich weiß dann auch ganz genau: ihm, der dich da ruft, kannst du nichts vormachen. Und wenn du ständig eine Maske trägst vor dir selbst und anderen, er schaut hindurch und schaut deine tiefste Not, deine tiefste Unrechtlichkeit und — deine verborgene Sehnsucht nach dem, was heilig und gut ist. Er weiß alle Dinge, aber auch alle! Und nun ruft er, und er tut es, um den Neubau eines

verlorenen Lebens zu beginnen. Und ist am Werk, und ist es auch, wenn eine große Not anhebt, wie z. B. die einer schweren Operation.

Gottes Liebe? Unser Gesangbuch schildert sie so:

„Wir sollen nicht verloren werden,
Gott will, uns soll gehalten sein.
Deswegen kam der Sohn auf Erden
Und nahm hernach den Himmel ein.
Deswegen klopft er für und für
So haß an unsers Herzens Tür.“

Georg Christianien.

*

Die Mutter mit den vier Buben

Nachdruck nicht gestattet.

Wer die Mutter mit ihren vier Buben sah, mochte wohl denken, daß sie es schwer habe, aber ihre Augen waren fröhlich; ihre Zungen machten ihr Freude.

Beim Mittagbrat sagte der zehnjährige Fritz: „Mutter, der Lehrer hat uns heute die Geschichte von Mäggen lesen lassen, wie die Jünglinge gekommen sind und wie alle die fremden Sprachen reden konnten, und da hat mein Nachbar zu mir gesagt: 'So was glaube ich nicht, das ist was für kleine Kinder oder alte Weiber.' Ich habe mich gemeldet und wollte die Geschichte erklären haben, aber der Lehrer hat mich nicht drangelassen.“

Die Mutter wollte antworten, aber auch die Brüder hatten Wichtiges zu berichten. „Ich erklär dir's noch“, versprach die Mutter, und ließ die anderen erzählen.

*

Nachmittags fand Fritz die Mutter beim Plätten. Ein großer Korb Wäsche stand neben ihr, ein hoher Berg war fertig, und ihre Wangen waren heiß. „Du, Mutter, Otto ist so gemein, jetzt hat er mir mein Rechenbuch versteckt, und ich kann meine Schularbeiten nicht machen.“

„Woher weißt du denn, daß Otto das Buch versteckt hat?“ — „Er lacht, weil ich frage, schadenfroh und...“ —

„So, mal, Fritz“, unterbrach ihn die Mutter, „überlege dir erst mal in Ruhe, wann du das Buch zuletzt gehabt hast, vielleicht hat es Otto gar nicht versteckt.“ Fritz stand nach ein Weilchen herum, etwas betreten, er hatte gehofft, die Mutter würde herüberkommen und den Bruder richtig ansprechen. Aber sie plättete unanfällig weiter. „Du nur, was ich dir geraten habe, mein Junge“, nickte sie ihm zu und ergriß ein neues Wäschestück. Fritz wollte sich und ließ sich bis zum Abendbrot nicht wieder klinken.

Nach dem Abendbrot half er der Mutter gießen, das war sein Amt; jeder der Jungen hatte ein Amt. „Sag mal, Fritz, wie wurde das eigentlich mit deinem Rechenbuch heute nachmittag?“ fragte sie ihn. Fritz schien die Frage nicht gehört zu haben; er ergriß die Gießkanne, um sie aufs neue zu füllen. Da wachte die Mutter Bescheid. „Komm, laß uns noch ein bißchen hier sitzen“, forderte sie ihn auf, als alles gegessen war. „du wäldest doch wissen, wie es mit der Mäggen-Geschichte ist.“ „Ja, Mutter, kannst du das verstehen, daß da feurige Jungen vom Himmel fielen? Was das wie bei dem Feuerwerk, das bei dem großen Fest brannte?“

Die Mutter hatte den ganzen Nachmittag beim Plätten darüber nachgedacht, wie sie ihrem Jungen das erklären könnte. Sie begann: „Wie es damals zugegangen ist, das wissen wir nur von der Geschichte, die ihr heute in der Schule gelesen habt. Wir können nicht verstehen, wie es alles kam, aber wir können ja vieles nicht verstehen, auch vieles nicht, was heute geschieht. Das Leben ist von

Gott so voller Wunder gemacht, daß man immer nur staunen kann. Sieh mal dich und deine Brüder an; ihr seid alle vier meine Kinder, ihr habt die gleichen Vorfahren, und wie verschieden seid ihr! Otto kann so gut basteln, Gert ist musikalisch, was du und Kurt für Gaben habt, das wird sich noch erweisen. Verstehen kann es niemand von uns, woher es kommt, daß ihr so verschieden seid. Ihr könnt eure Gaben verschleiern, daß Gert nicht mehr Geige übt und Otto sich nicht weiter versucht im Bauen und Erfinden. Oder ihr pflegt eure Gaben, dann wird einmal etwas Tüchtiges aus euch. — Christus hat damals seinen Jüngern, die traurig waren, daß er nicht mehr unter ihnen war, als Trost eine Gabe geschenkt, den Heiligen Geist. Wenn Gott die Sonne scheinen, es regnen, blitzen, donnern und Hageln läßt, warum soll er es nicht vom Himmel herunterkommen lassen, daß es aussteht wie feurige Zungen? Es ist etwas Gewaltiges an dem Tage geschehen, etwas so Gewaltiges, daß tatsächlich die Menschen sich untereinander verstanden, obwohl sie vorher anders gesprochen hatten. Wie es in der Geschichte steht, so ist es auch gewesen, darauf können wir uns verlassen. Und die Jünger, die vorher traurig waren, wurden auf einmal froh und voller Mut und Zuversicht. Gott gab es ihnen ins Herz, daß sie es klar wußten; unser Meister Jesus Christus ist jetzt bei Gott und vergißt uns nicht. Weißt du noch, wie Petrus den Herrn verleugnet hatte? Seit der Heilige Geist gekommen war, war Petrus nicht mehr feige; da hat er immer wieder verkündet: ich gehöre zu Jesus! Und da hat er alle Leiden dafür ausgehalten, um den Menschen etwas von Jesus sagen zu können.“

Fritz hörte aufmerksam zu. Die Mutter fuhr fort: „Und Fritz, auch uns schenkt Gott diesen Heiligen Geist. Er gibt es uns ins Herz, daß wir ihm vertrauen, daß wir mutig sein können und keine Angst zu haben brauchen, die Wahrheit zu sagen, wenn wir auch lieber mal lügen möchten; daß wir dem anderen etwas zu Liebe tun, auch wenn der uns geübert hat und wir ihn gern wieder ärgern würden.“

Die Mutter sah Fritz an. „Wie ist das heute eigentlich mit deinem Buch geworden?“

„Ich habe es doch gefunden.“

„Und Otto hatte es gar nicht versteckt?“

„Nein“, gab Fritz kleinlaut zu.

„Wenn Gott uns seinen Geist ins Herz gibt, dann bekommen wir auch den Mut, ehlich zuzugehen, wenn wir Unrecht hatten. Es gehört Mut dazu, ein Christ zu sein, mein Junge, für feige Menschen ist es zu schwer; aber Gott hilft uns. Verstehst du nun die Mäggen-Geschichte etwas besser, Fritz?“

Fritz nickte.

Sie gingen zusammen ins Haus. „Ich sag es meinem Nachbarn“, versicherte Fritz, „daß es nicht wahr ist, daß die Geschichte für alte Weiber sind. Aber, Mutter, was soll ich ihm sagen, wenn er wieder über das lacht, was wir in der Religionsstunde haben?“

„Sag ihm nur, er wüßte wohl sehr wenig von dem allen, sonst würde er nicht darüber lachen. Vielleicht hat er auch keinen, der es ihm recht erklärt“, meinte sie nachdenklich. — „Mutter, ich könnte ihn ja manchmal mit zu uns bringen?“ schlug Fritz vor. — „Das kannst du gern tun, mein Junge.“ Fritz ging fröhlich zu Bett.

Die Mutter aber war voller Dank, daß Gott ihr es gegeben hatte, ihre Jungen zu ihm zu führen. Gott würde weiterhelfen!

R. A.

Gottesdienst im Anhaltelager

Der in einer Wiener evangelischen Gemeinde tätige Pfarrer Hans Kirchmayr berichtet in der „Wartburg“ von seinen Erlebnissen als Seelsorger im Konzentrationslager Kaisersteinbruch an der niederösterreichisch-burgenländischen Grenze. In einer nüchternen Baracke hatte er eines Tages einen evangelischen Gottesdienst zu halten, zu dem der Lagerkommandant nur nach langem Widerstreben seine Einwilligung gegeben hatte. „Ich sah auf den ersten Blick“, so berichtet Pfarrer Kirchmayr, was ich schon immer gewußt hatte! Das waren nicht, wie die österreichische Hefepresse immer wieder gelogen hatte, die Schlechtesten, sondern die Besten des Volkes! So viele starke, kluge, tapfere, seine Gesichter trotz der mehr oder weniger verwilderten Haare und Bärte! Soviel hohe, kräftige Gestalten, während die der Heimwehrleute, die draußen das Lager bewachten, meist erbärmlich und jämmerlich genug aussahen. Hier waren die Hochwertigen, draußen die Minderwertigen, hier war die Weltordnung auf den Kopf gestellt, und hätte ich es nicht vor mir gesehen, hätte ich's nicht geglaubt — diesen Anblick war wie ein böser Traum und doch furchtbare Wirklichkeit! Ich schloß meine Ergriffenheit und Empörung zurückdrängen und zu sprechen beginnen. Ich grüßte sie und sagte ihnen, wer und woher ich sei; dann teilte ich ihnen mit, daß mir verboten worden ist, mit ihnen einzeln zu sprechen, aber ich wolle nun durch die Reihen gehen bis zum letzten Mann und jedem einzeln stumm die Hand drücken. Jeder möge mir dabei seinen Namen und seine Heimat nennen. Und so ging ich denn, noch ehe es jemand hindern konnte, von einem zum andern, und ich habe nie in meinem Leben soviel feste Händedrücke auf einmal ausgeübt und bekommen. Däster blickten die Kreuze und Medaillen an, als sich die Schar der Männer niederließ und die vom Oberleutnant gespendeten Gesangbücher entgegennahm, die natürlich vorher beim Lagerkommando durchgesehen worden waren, ob sie nichts Verbotenes enthielten. Und nun begann die Feier, aber nicht so, wie sonst ein Gottesdienst. Keine Orgel spielte zur Einleitung, sondern nur ein kleines, schwaches Grammophon, das ich in der Ecke aufgetrieben und mitgebracht hatte. Ich hatte eine Schallplatte aufgelegt, die den alten ersten Passionschoral mit seiner dunkelfeierlichen Melodie enthielt: „O Lamm Gottes, ansehndig . . .“ Nicht laut, aber rein Klang Wort und Weise in den Raum; weil das Spiel so leise war, wurde es ganz, ganz still — auch die Gendarmen horchten, während die nun ihnen Bewachten ihre Schultern und Häupter neigten und lauschten . . . O, wie manche Träne habe ich da rinnen und fallen sehen, und ich habe selbst mit dem Meinen gekämpft, aber ich machte mich ja zusammennehmen. Als das Spiel verklungen war, ichtete der gemeinsame Gesang ein. Die Predigt hielt ich über den Text Johannes 17, Vers 20 und 21. Ich hatte die Empfindung, daß sie von den Zuhörern eingesogen wurde wie Regen von einem dürren Land. Nach dem Segen sangen wir das Lied, das in Wöllersdorf als „Kajillied“ verboten war; auch bei den dortigen regelmäßigen Gottesdiensten, die der inzwischen verstorbene evangelische Pfarrer von Wiener Neustadt, Matthäi, hielt, durfte es nicht mehr gesungen werden — Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott!“. Ich wußte wohl, daß man es für Wöllersdorf untersagt hatte, aber gerade deshalb ließ ich es singen. Und wie es gesungen wurde! Ich wunderte mich, daß alle so kräftig mitklangen, es konnten doch nicht alle Anwesenden Protestanten sein! Erst nach Auflösung des Lagers erfuhr ich, daß die Evangelischen den Katholiken vorher in den Unterkunftsräumen, da sie wußten, daß Gottesdienst sein würde, das Lutherlied in Text und Me-

lodie beigebracht und mit ihnen eingeübt hatten. Nun klang es so machtvoll, so mit seinem ganzen Schwung und Mut und Glauben und Trost, daß ich oft nachher sagte, ich habe „Ein feste Burg“ nie so gewaltig singen hören wie in Kaisersteinbruch.

*

Das blutigste Jahrhundert der christlichen Geschichte

Wir können uns heute nicht vor der ernsten und schwerwiegenden Tatsache verschließen, daß unser jetziges Jahrhundert, obwohl es erst zu einem Drittel vorbei ist, schon weit, weit mehr Christenverfolgungen gesehen hat, als irgend ein anderes Jahrhundert der christlichen Geschichte. Diese Feststellung trifft Professor K. D. Schmidt in einer Betrachtung über Weltmission und Weltbolshewismus. Selbst die bisher blutigsten Verfolgungen, so stellt er fest, die diokletianische im alten römischen Reich und die große Verfolgung in Japan im 17. Jahrhundert sind nicht entfernt mit dem zu vergleichen, was wir in unserer Zeit zu beobachten haben. Zwar ist die Zahl der Blutopfer der diokletianischen Verfolgung größer als heute gelegentlich behauptet wird, trotzdem gilt, was eben gesagt wurde: Unser Jahrhundert ist das blutigste aller christlichen Geschichte. Auf die Ereignisse in Sowjetrußland, wo die Zahl derer, die um Christi willen Verbannung und Tod erleiden mußten, die Millionenengrenze längst überschritten hat, braucht dabei nur kurz hingewiesen zu werden. Auch die Ereignisse im bolschewistischen Teil Spaniens sind in jüngster Zeit so oft berührt worden, daß Einzelheiten nicht geschildert zu werden brauchen. Wir vernünftigen nur das Bild, indem wir einige andere Dinge, die wichtig sind, daneben stellen. Da ist vor allem die armenische Christenheit zu nennen, über die die Erklärung des heiligen Krieges durch die Türkei im Jahre 1915 ein Schicksal heraufgeführt hat, durch das das ganze Volk so gut wie ausgerieben ist. Alle diplomatischen Versuche Deutschlands, hier Hilfe zu schaffen, sind erfolglos geblieben; härtere Maßnahmen aber machte die Kriegslage unmöglich — ein ganz schweres Kapitel Kriegsgeschichte, denn etwa 600 000 (!) Menschen sind dort, zum Teil in unmenschlicher Form, in den Tod getrieben; über 40 000 Kinder wurden den Eltern gewaltsam entzogen und zwangsweise dem mohammedanischen Glauben zugeführt. — Nach dem Kriege hat ein ähnlich schweres Schicksal die kleine assyrische Christenheit betroffen, auch sie von mohammedanischer Seite her. Und ebenfalls kurz nach dem Kriege sind mehrere Millionen christlicher Griechen aus Kleinasien vertrieben worden, wenn auch unblutig. Die zahlenmäßig größte Völkerwanderung, die wir kennen. Sie hat immerhin den Erfolg gehabt, Kleinasien, ja eigentlich ganz Vorderasien, das Entstehungsland des Christentums, von allen Christen zu entblößen. Auch unter türkischer Herrschaft hatte sich das Christentum dort bis in die Gegenwart hinein halten können; erst unser Jahrhundert hat die Ausrottung und Vertreibung zur Vollendung gebracht. Und endlich ist hier noch zu nennen die blutige Verfolgung in Mexiko, die die katholische Kirche dort zu erleiden hat und die bis zu diesem Augenblick noch nicht zu Ende ist. — Rußland, Spanien, Armenien, Asien, Mexiko! Unsere Behauptung, so folgert Professor Schmidt, daß unser Jahrhundert mehr Christenverfolgung gesehen hat und in drei großen Ländern noch heute steht, als irgendeine andere Zeit je getan, kann gar nicht bezweifelt werden. Die Tatsache bedeutet eine in ihrem wahren Ernst noch kaum erkannte Frage und Mahnung an alles, was den Namen Christi trägt. Hören wir sie?

Die Kirche kanns nie recht machen

In allen Zeiten hat es unter den Gegnern der Kirche eine Gruppe von unerbittlichen Feinden gegeben, die grundsätzlich alles, was die Kirche tut und redet, ablehnen. Sie machen der Kirche bald diese, bald jene Vorwürfe, sie melden sich immer da zu Wort, wo es gegen die Kirche geht. Von diesen Leuten, denen die Kirche es nie rechtmachen kann, entwirft die „Zeitwende“ folgendes Bild: In den letzten Kriegsjahren, als schon die rote Hege sich entfaltet, und noch mehr in den Nachkriegsjahren, als die rote Zeit immer mächtiger in Deutschland anstchwoll, da gab es in Deutschland keinen ärgeren Vorwurf gegen die Kirche als den, daß sie national eingestellt sei. Wie wurde es doch von der marxistischen Presse, der bolschewistischen „Kunst“ in Bild und Wort, auf der Bühne und im Kabarett bis zum Ueberdruß ausposaunt: Die Kirche ist nationalistisch, ihre Pfarrer sind „Stahlhelm-Pastoren“ oder „Nazipfaffen“! Diese Pfarrer sind schuld an der Kriegsverlängerung, sie haben immer den Widerstandswillen gestärkt. Diese Kirche ist gegen die Internationalen. Die Kirche hemmt sich gegen den Kulturbolschewismus, gegen die proletarische Kackkultur und gegen die neue „Kunst“. Diese Pfarrer hehen zum Kriege gegen das Vaterland des Proletariats, gegen die Sowjetunion — daher: Fort mit der Kirche! Hängt diese nationalistischen Pfaffen auf! Und wo bolschewistische Banden die Nacht in die Hand bekamen und nach Moskauer Muster „Geißeln“ gefangen setzten, da waren die verhassten Pfarrer gern gewählte Objekte. Und man betonte dabei ausdrücklich: nicht wegen ihrer religiösen Einstellung, sondern wegen ihrer nationalistischen Betätigung geschehe solches. — Das galt, solange die rote Kirchenfeindschaft sich ungestört in Wort und Schrift betätigen durfte. Aber wie kurz ist das Gedächtnis der Menschen! Heute, kaum mehr als fünf Jahre später, kann man in deutschsprachigen Kreisen einen neuen „Glaubenspaß“ über die Kirche in ebenso ungezählten Meinungen vernehmen, der das genaue Gegenteil von dem besagt, was vor 1933 galt: „Die Kirche ist die Schrittmacherin des Bolschewismus! Die Pfaffen sind Landesverräter, die Kirchenleute sind international eingestellt. Und daher: Fort mit den Pfaffen, fort mit der internationalen Kirche! Fort mit den Sowjetfreunden!“ Dabei sind die Pfarrer nach genau dieselben Personen wie fünf Jahre vorher. Auch die Kirche hat sich nicht geändert. Das bezengen gerade die Gegner der Kirche sehr gründlich, werfen sie ihr noch bis zum Ueberdruß vor, daß sie so beharrlich an ihren Dogmen und Grundfällen festhalte.

*

Dank Hilgenfeldts an die Innere Mission

Der Reichsbeauftragte für das Winterhilfswerk hat Ende Juni an den Präsidenten des Centralausschusses für Innere Mission ein Schreiben gerichtet, in dem es unter anderem heißt: „Das Winterhilfswerk 1937/38 kann wieder auf einen großen Erfolg zurückblicken. In ihm haben Einsahbereitschaft und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes im Kampf gegen Hunger und Kälte des Winters erneut ihren lebendigsten Ausdruck gefunden. Die Leistungen des WSW und sein Erfolg wären nicht möglich gewesen ohne den Einsatz aller. Ich darf deshalb auch Ihnen meinen herzlichsten Dank aussprechen.“ Das Schreiben schließt mit der Bitte, diesen Dank auch an die Mitarbeiter der Inneren Mission weiterzugeben.

Aus der Gemeinde

Gerade heute, wo ich diese Zeilen zu schreiben habe, geht Stück 8 des „Kirchlichen Gesetz- und Verordnungsblattes für den Amtsbezirk des Evangelisch-lutherischen Landeskirchenamts in Kiel“ vom 14. Juli hier ein, das unter Nr. 48 die Urkunde über die Errichtung der Kirchengemeinde Wellingsbüttel, Propstei Stormarn, bringt. Sie ist so wichtig, daß ich sie wörtlich folgen lasse:

Kiel, den 9. Juni 1938.

Nach beschlußmäßiger Stellungnahme der kirchlichen Körperschaften der Kirchengemeinde Bramfeld und nach Anhörung des Synodalausschusses der Propstei Stormarn und der bei der Ausföhrung beteiligten Gemeindeglieder wird mit Zustimmung der Finanzabteilung angeordnet:

§ 1.

Die Gemeinde Wellingsbüttel, Propstei Stormarn, wird aus der Kirchengemeinde Bramfeld ausgepfarrt und zur selbständigen Kirchengemeinde Wellingsbüttel erhoben.

§ 2.

In der Kirchengemeinde Wellingsbüttel wird unter Aufhebung der bisherigen Hilfsgeistlichenstelle eine Pfarrstelle errichtet.

§ 3.

Die Kirchengemeinde Wellingsbüttel hat an die Landeskirchenkasse jährlich eine für den Ausgleich des Haushalts der Kirchengemeinde Bramfeld zu verwendende Summe zu zahlen. Die Höhe des jeweiligen Jahresbetrages setzt das Landeskirchenamt fest. Die Zahlung entfällt, sobald das Landeskirchenamt sie nicht mehr für erforderlich erachtet.

§ 4.

Diese Urkunde tritt mit Wirkung vom 1. Juli 1938 in Kraft.

Kiel, den 9. Juni 1938.

Evangelisch-lutherisches Landeskirchenamt

(L. S.)

In Vertretung
Carstensen.

Nr. C. 1094 (Dez. 11).

Die Erhebung der Kirchengemeinde Wellingsbüttel zu einer selbständigen Kirchengemeinde und die vorgeschlagene Vermögensauseinandersetzung zwischen den Kirchengemeinden Bramfeld und Wellingsbüttel wird hiermit staatsausföhrlich genehmigt.

Hamburg, den 29. Juni 1938.

Der Reichskotthaller in Hamburg

(Siegel) Im Auftrage:
gez.: Spfen.

Vorstehende Urkunde bringen wir hiermit zur allgemeinen Kenntnis.

Kiel, den 11. Juli 1938.

Evangelisch-lutherisches Landeskirchenamt

Dr. Kinder

Nr. C. 3900 (Dez. 11).

Damit beginnt ein neuer Abschnitt des kirchlichen Lebens in unserer Gemeinde. Möge es sich segensvoll entfallen. —

Zu danken habe ich Herrn C., der eine Plastik im Taufstund (darstellend den Ritter Sankt Georg, geschaffen vom Bildhauer Jürgen Manshardt) gestiftet hat, und Fr. S. für 10 RM zur Höranlage. —

Die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfe und Gemeindeföhrerin Frau M. Lühs ist telefonisch unter 23 09 77 zu erreichen.

Pastor B o e c k, Waldstr. 39. Tel.: 59 54 85.

Gemeinde-Blatt

für das

Kirchspiel Wellingsbüttel

September

Lobe den Herrn und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!

1938

Ein inhaltschwerer Gegensatz

Was sind wir doch? Was haben wir
Auf dieser ganzen Erd,
Das uns, o Vater, nicht von dir
Allein gegeben werd? —

Einen jeglichen dünken seine Wege rein. Aber der Herr
wägt die Geister. Befiehlt dem Herrn deine Werke, so wer-
den deine Pläne gelingen. Des Menschen Herz erdenkt sich
seinen Weg. Aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe.

Sprüche 16, 2, 3 und 9.

Das ist ein sehr gewichtiges „Aber“: „aber der Herr!“
— Das ist wie eine Hand, die aus der unsichtbaren Welt
in unser Alltagsleben, in all die verschiedene Gestaltung
unseres Lebens hineingreift, als wollte sie uns zurück-
halten, als wollte sie uns warnen und auf eine Gefahr
merklich machen. Der Mensch denkt, redet, rechnet,
nimmt vorwärts, verfolgt seine Ziele. Aber die Hauptfrage
ist doch, ob seine Rechnung stimmt. Die Rechnung der Men-
schen kann nur stimmen, wenn man weiß, was Gott dazu
sagt! und was er dafür oder dagegen tun wird.

Immer wieder stoßen wir in der Heiligen Schrift auf
dieses „aber“. — Es zieht sich durch die ganze Bibel hin-
durch. Da uns ist es, dieses „aber“ zu hören und zu ver-
stehen. Es ist bedeutungsvoll und inhaltschwer und stellt
den ganzen, großen Gegensatz zwischen Gott und Mensch ins
Scheinwerferlicht der Wahrheit. Wir werden dadurch Gott
gegenübergestellt. Wir stehen als Menschen vor dem leben-
digen Gott und sollen wissen und damit rechnen, daß es
einen Gegensatz bedeutet, der für unsere ganze Existenz
einfach ausschlaggebend ist. Er kann erschütternder und
niedererschütternder Art sein, und es kommt auf uns an,
ob er sich in väterliche, freundliche Führung Gottes ver-
wandeln soll.

Das scharfe Hare „aber Gott“ — bedeutet zunächst, daß
wir es mit dem lebendigen Gott selbst zu tun haben, und
nicht nur mit irgendwelchen Gedanken von oder über Gott.
Wir haben es mit einem Gott zu tun, der sich seiner selbst
bewußt ist und nicht erst mit Hilfe der Menschen zum Be-

wußtsein kommt, z. B. im Blut und in den Gedanken un-
vollkommener und sterblicher Menschen. Nein, er ist von
vornherein da und kennt und hört uns. Wir können ihn
mit du ansprechen. Unser Leben liegt bis ins kleinste hinein
offen vor ihm. Wir müssen und dürfen ganz real damit
rechnen: wir sind keine Minut ohne die Nähe und den
Einfluß des Herrn. Wenn Jesus gesagt hat: „ich bin bei
euch alle Tage bis an der Welt Ende“, — so ist das nicht
das Wort eines Phantasten, sondern es ist tröstliche, aber
auch sehr ernste Wirklichkeit. Es bedeutet, daß wir unter
ununterbrochener Kontrolle stehen. Wir können nichts tun,
was er nicht sähe. Der heidnische Götterdiener deckt seinen
Trotzen nicht sehen. Vielleicht versuchen die religiösen Euro-
päer in etwas anderer Form, sich dem Auge Jesu zu ent-
ziehen, Gott ihres Lebens Schande zu verbergen und ihm
etwas vorzumachen. Aber wir sollen wissen, daß das nicht
geht. „Wir sehen Tag und Nacht im hellen Licht seiner Nähe,
ob wir daran denken oder nicht.“ — Wir stehen Gott gegen-
über, u. zwar so, daß er auch in unsere tiefsten Unterstände
und geheimsten Kerntasche Einblick hat. Und das ist für uns
niedererschütternd. Und man kann es verstehen, daß Men-
schen da nervös werden und aus einer instinktiven Angst
heraus versuchen, sich vor einem solchen lebendigen, ernst-
zunehmenden Gott zu retten. Sie tun das, indem sie sich
selbst und anderen einzureden versuchen: es gibt keinen jen-
seitigen Gott, es gibt nur Gott in uns. — Ja, das
wäre eine feine Sache. Denn dieser Gott in uns bekäme
ja nicht mehr zu sehen und zu hören, als was wir selber
eingesehen und eingesetzt haben. Er würde ein Schönredner
für uns privat. Aber ein solches Experiment ist vergebens.
„Einen jeglichen dünken seine Wege rein. Aber der
Herr wägt die Geister!“ Er hat auch die Macht zu sagen:
„du bist gemogen, — und zu leicht befunden!“

Immer stehen wir Gott gegenüber. Immer bleibt er die
ausschlaggebende Macht. Nie gewinnen wir Macht über
ihn. Aber er kann eine solche Macht über uns gewinnen,
daß wir in eine neue Haltung zu ihm kommen, daß wir
auf seine Seite treten und ihm recht geben mit dem Be-
kenntnis: „Herr, wir sind ein Nichts vor dir. Wir hängen
ab von deiner Gnade und deinem Erbarmen!“

Dann kann sich der scharfe Gegensatz verwandeln in freundliche, väterliche Führung Gottes. Wir nehmen unsere Zuflucht zu dieser Führung. Unsere Haltung wird die des Glaubens. Zu dieser Haltung ermahnt uns die Schrift: „Befiehl dem Herrn deine Werke, damit werden deine Pläne gelingen.“ — Wir können auch solche Verheißung mißbrauchen. Wir können versuchen, Gott nur unseren Willen zu spannen, ihn zum Handlanger unseres weltlichen Sinnes zu machen. — Wehe uns, wenn wir das tun. Es kann sein, daß er uns dann in eine harte Schule nehmen muß, um uns zurecht zu bringen. Aber nie sollen wir vergessen, daß er Großes mit uns vor hat, daß er ganz Großes und Herrliches aus uns machen will. Er will uns zu seinen Kindern machen, die ihn einst sehen sollen wie er ist, und alles erkennen und verstehen sollen, wie wir jetzt vor ihm erkannt sind. Und hier in dieser Welt dürfen wir uns entsäßen zu einem guten und tüchtigen Leben.

Wie schön kann manchmal der Sonnenglanz auf den Rändern der Wolken liegen! So kann Gott sein Angesicht leuchten lassen über unserm armen Leben mit all seinem Gewölk und Dunst, und unser Dasein wunderbar segnen, daß ein Abglanz seiner ewigen Güte darüber liegt.

Georg Christensen.

Der Glaube an den persönlichen Gott

Gott, der Wahrhaftige

Karl Heise, Schlosser

Wenn einer sagt: „Ich glaube an einen Gott in der Natur!“ und ein anderer: „Ich glaube nur an einen angemessenen Gott!“ und ein dritter sich auf seine Zugehörigkeit zu irgendeiner Religionsgemeinschaft verläßt, so sind alle drei in großer Selbsttäuschung.

Ich bin kein Büchertüchtler, kein Schreibegelehrter, ich bin ein Arbeiter. Nun mögen manche sagen: „Ein Arbeiter bist du? Nun dann mache deine dir zustehende Arbeit recht, aber über solche Fragen mitzureden, steht dir nicht zu, das überläßt anderen!“

Was uns alle, was jeden einzelnen so nahe angeht, wie die Religion, d. h. die Frage nach unserer Stellung zu Gott, das sollte doch auch wirklich jeder einzelne scharf durchdenken. Wer wirklich über Gott und Ewigkeit nachgedacht hat, wird auch seine Gedanken äußern dürfen. Und wer nicht nur gedacht, geforscht und gesucht, sondern auch gearbeitet hat, den drängt es auch, vor dem zu zeugen, was ihn selbst so frei und froh gemacht hat. Ich müßte mich selbst schelten, schweigete ich feige still, wo es frei zu bekennen gilt und wo es uns Höchste, wo es uns Ganze geht, und besonders jetzt, wo so viel Fragens und Suchens ist, wo wir eine Zeitenwende erleben und viele sich mehr als sonst vor die Notwendigkeit gestellt sehen, ihr Verhältnis zu Gott, dem lebendigen, persönlichen Gott zu klären.

Von meinem Arbeiterstandpunkt aus betrachtet, muß ich sagen: Hätte ich einen Vorgesetzten, der weniger versteht oder gerade nur sozial, wie ich selber verstehe, wie könnte ich Respekt vor diesem Mann haben? Und vor einem Gott, den ich mir selbst ausgedacht habe, der also so kein muß, wie ich gern möchte, sollte ich Ehrfurcht haben? So etwas kommt mir, und ich glaube auch denen, die für diesen „Gott“ eintreten, gar nicht in den Sinn. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes“ heißt es 1. Kor. 2, Vers 14.

Nach noch ein Wort mehr zum Nachdenken für die, die meinen, einen persönlichen Gott ablehnen zu können: „Kein Bruder kann den anderen erlösen.“

Es gibt ja wohl Menschen, die meinen, keine Erlösung und darum auch keinen Erlöser zu brauchen. Die Aemisten! Wie wollen sie fertig werden mit ihrem Leben und in ihrem Sterben?! Wie wollen sie vor sich selbst und vor Gott im künftigen Gericht bestehen?!

„Ist Gottes Wort nicht wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerstreut?“ So spricht in der Heiligen Schrift der Herr, der persönliche Gott, dem du und ich Nächenschaft schuldig sind, ob wir — bitte, überlege dir doch einmal ganz allein mit dir selber! — wollen oder nicht.

Und noch eins erwäge und bedenke recht: Der Sohn Gottes sagt Joh. 8, 36: „Aber der Sohn frei macht, der ist recht frei.“ Alle Selbstziehung und alle religiösen Grundsätze heißen nichts. Und da sagen viele, das Christentum lehre verkehrtes Denken! Ist das verkehrt gedacht, wenn ich das fest glaube, was Gott in seinem untrüglichen Wort sagt, und darüber von Herzen froh werde, daß er die Welt also geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, daß wir durch seinen Kreuzestod erlöst und gerettet würden, und daß nun alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben? Was ist in meinem Denken verkehrt, wenn ich Gott vertraue, und an Gottes Sohn und sein vollbrachtes Erlösungswerk glaube?

Warum soll das verkehrt sein, wenn ich diese Erlösung, die Gott in seinem Wort allen Menschen anbietet, annehme und dadurch die Gewißheit bekomme: Gott ist jetzt mein Vater!? Ich bin so dankbar, bekennen zu dürfen: Ich glaube an einen persönlichen wahrhaftigen Gott, der mein Leben in seiner Hand hält.

Der Gott des Vaterunfers

Von Wolfgang Paedekmann,
Oberstudienleiter

Ich glaube an einen persönlichen Gott!

Es wäre sonst dem Menschen nicht möglich, zu beiten. Beiten können ist das Zeichen unmittelbarer Verbundenheit von Mensch zu göttlicher Person.

Ich will ein Erlebnis aus dem Jahre 1923 erzählen: Ich arbeitete damals auf der Feste „Gneisenau“ in Detmold in Werkstätten als Hilfszimmerhauer zusammen mit zwei Kumpels vor Ort an einer zu Bruch gegangenen Stütze. Die Kameradschaft war gediegen in der Art dieser einfachen, noch hodenständigen Bergleute. Man half sich recht und brav, besonders mir, dem Angeübten und Schwächeren stand man redlich bei. Viele Worte außer den zur Arbeit nötigen gab es nicht, man schimpfte mal über den Eisiger, der das Gedinge zu niedrig setzte, ein kurzes Wort bei besonderer Gelegenheit über den kleinen Jungen des einen — ich war öfter in der Familie —, die beiden waren natürlich in der freien Gewerkschaft, ich nicht, aber auch darüber gab es kaum ein Wort: „Laß man, du brauchst nicht gleich hinein, überleg erst.“ Aber ein rechter Stolz auf Bergmannsarbeit war da und können, genuessenes Kennen der Berge und seiner Gefahren. Hierüber wurde wohl am meisten gesagt. Ueber Gott, Kirche, fiel kein Wort, allerdings auch kein Spott. In den Gottesdienst ging man nicht.

Die Arbeit an einer zu Bruch gegangenen Stütze ist gefährlich. Der Berg ist dauernd in innerer Bewegung. Man muß mit aller Vorsicht langsam sichernd vorkauern, lange Erfahrung läßt an leisen Geräuschen die Art der Bewegung im Gestein erkennen. Trotzdem brach eines Tages die ganze Decke über uns zusammen. Ein unheimliches Knistern zuerst, dann Knirschen, dann brach das

Der Stalender des Gottesboten für das Jahr 1930 ist toeben erschienen!

Holzwerk, und unter furchtbarem Krachen stürzte der Berg zusammen. Die Grubenlampen waren ausgegangen, Gestank von Schwefel und Staub. Als ich mir nach dem Todeschreck des Altems wieder bewagt wurde, magte ich keine Bewegung in der Zukunft, neuen Bruch hervorzurufen. Das Krachen war einem Knistern gemichen, dieses wich absoluter Stille und Dunkelheit. So etüsam war ich nicht auf hohen Bergen wie hier unter dem Gestein der Tiefe. Da kam die Stimme von Mare, dem ältesten Kumpel, ruhig wie immer, ruhiger fast, fragte nach uns beiden. Wir waren alle drei unter einem Teil der heruntergebrochenen Holzdecke geblieben, wohl voneinander getrennt. Und nun sprach dieser kurze Bergmann ganz langsam und ganz ruhig das Rutentun. Es folgte nichts, nur die nüchternen Anweisungen, was wir zu tun oder nicht zu tun hätten. Dieses Hebel aber war mir ein helleres Licht, als das köstlichste der ersten Grubenlichter der Kameraden, die zu uns kamen, um die Lampe durch einen Spalt zu uns herinzureichen.

An diesem alleräußersten Rande des Lebens zeigt sich die Seele ganz, wie sie ist. Sie zeigte bei meinem Kumpel über aller Angst, wie er mit dem persönlichen Gott verbunden war, von dem er nie zu uns sprach und auch nicht sprechen konnte.

*

Hände

Sie sah noch wüchens spät unter der Lampe und nähte an einem zerrissenen Röschchen ihres jüngsten Kindes. Da fiel ihr Blick auf ihre Hände, — so seltsam fremd erschienen sie ihr auf einmal im gelben Lampenlicht. Sie ließ die Nadel ruhen und dachte mit Staunen, ja, fast mit Schrecken: Jär Hände, ihr armen Hände, — wie seid ihr so mager, so müde und alt geworden? Habe ich euch denn so lange nicht mehr angesehen? Freilich, viel Zeit habe ich nicht mehr gehabt, seit die Kinder da sind.

Und in der Stille der Nacht ruhten ihre Hände vor ihr und redeten leise: „Ja, du hast uns lange nicht mehr angesehen! Deinem Gesicht im Spiegel gönnt du noch manchmal einen Blick, aber für uns hast du keine Zeit. Und doch wäre es besser, du sähest auf uns, denn wir sind weiß und lägen nicht, wie dein Gesicht, das dir freundschaftlich zulächelt, damit du die kleinen Runzeln nicht sehen sollst. Wir lächeln nicht, wir lägen nicht, wir sind deine tiefste Wahrheit!“

Die Frau betrachtete ihre Hände und fragte gepreßt: „Was habt ihr mir zu sagen?“

„Sieh uns an“, sagten die Hände, „Einmal warst du stolz auf uns und liebtest uns fast mehr als dein Gesicht. Und es war ein Mann, der sagte, du hättest Hände, wie die Meister auf den alten Madonnenbildern sie gemalt haben; da freute dich tief im Innersten. Das ist nun vorbei, wir sind häßlich geworden, nie mehr wird eine andere liebe Hand uns streicheln und küssen und zärtlich drücken. Dies sind keine Hände mehr, die man liebt. Das ist vorbei.“

Da stieg ein Schluchzen der Frau in die Kehle. „Vorbei“, sagte sie, „vorbei“. Ich habe ja nicht mehr daran gedacht, und alle meine Wünsche sind still geworden. Aber wie grausam ist es doch zu hören, daß es nun für immer vorbei ist! Und die Tränen begannen auf ihre armen müden und mageren Hände zu tropfen.

„Für immer vorbei“, wiederholten die Hände, „wir werden nun immer welker und runzliger werden, und es wird ein Tag kommen, da liegen wir still und wachern auf deiner Brust. Aber deine Augen sind geschlossen, und du siehst uns nicht mehr!“

Da legte die Frau ihr Gesicht in die Hände und weinte heftiger. „O, ihr gramamen Hände“, schluchzte sie, „ja, es ist wahr, ich bin eine alte Frau geworden und habe es nicht gemerkt. Und eines Tages werde ich sterben, und es ist vielleicht nicht mehr weit bis dahin.“

Aber als sie ruhiger geworden war und ihr Angesicht wieder erhob, da begannen die Hände von neuem leise zu reden.

„Weine nicht“, sagten sie, „sieh uns an. Wir haben dir noch manches zu sagen, und wir wissen nicht nur Trauriges, wir wissen auch Tröstliches! Es ist wahr, daß du alt wirst, und es schadet nichts, wenn du von nun an uns manchmal betrachtest und daran denkst, daß wir einmal lasse, wächserne Totenhände sein werden. Aber noch leben wir. Betrachte uns genau: Wir sind nicht mehr ungeduldig, wir blicken uns nicht mehr im Zorn, wir strecken uns nicht mehr aus nach Dingen, die unerreichbar sind. Wir sind geduldig geworden und sanft, wir haben gelernt, uns zu bescheiden. Du weißt selbst, wie schwer es uns fiel — aber du weißt auch, wie wir immer fester uns fallen lernten — wie wir betende Hände wurden. Wie wir nicht mehr im Rufen zu Gott nach Glück, nach diesem und jenem griffen, sondern immer demüthiger nur noch baten um Kraft, unser Tageswerk recht zu tun. Weißt du nicht, wie wir gesegnet wurden? Sieh uns an und treue dich.“

Da trocknete die Frau ihre Tränen und fragte ungläubig: „Ist das wahr?“

„Sieh uns an“, sagten die Hände, „und erkenne, daß es wahr ist. Die schlimmsten Kämpfe liegen hinter dir. Diese Hände werden auf der Welt nicht mehr viel Böses tun, aber sie können noch viel Segen bringen.“

Da lächelte die Frau und sah zärtlich auf ihre Hände. „Ach danke euch, daß ihr mir das gesagt!“

„Sieh uns an“, sagten noch einmal die Hände, — „weißt du, wem wir jetzt ähnlich sehen?“

„Meiner Mutter“, sagte die Frau schnell und mit Stauen, „es sind die Hände meiner Mutter.“

„Und hast du die Hände deiner Mutter geliebt?“

„O, mehr als alle anderen Hände auf der Welt!“

„Waren sie schön, die Hände deiner Mutter?“

„Schön? Ich — ich weiß es nicht. Ich habe nie darüber nachgedacht. Es waren eben die Hände meiner Mutter.“

„So ist es“, sagten die Hände, „es waren die Hände deiner Mutter, und keine Hände werden auf Erden so geliebt wie Mutterhände. So werden auch deine Kinder uns lieben wie nichts anderes auf der Welt, und werden nicht fragen, ob wir schön oder häßlich sind. Freue dich, — denn ob wir auch runzlig, mager und häßlich werden, — an Liebe wird es uns doch niemals fehlen!“

Da traten der Frau noch einmal Tränen in die Augen, sie neigte sich herab zu ihren Händen und küßte sie leise und lächelnd auf die Fingerspitzen. „Ach danke euch, ich danke euch, ihr meine lieben, häßlichen, weißen Marienhände!“

Marie Schenk.

*

Geduld

Wolff Stöcker sollte einmal im Dom zu Berlin eine Trauung vornehmen. Aber die Hochzeitsgäste verspäteten sich, alles war verflöri, die Braut weinte, andere schalten und murrten, nur Stöcker blieb ganz geduldig.

Während Tags kam ein Herr von der Hochzeitgesellschaft, der früher aus der Kirche ausgekretet war und den vielgeschmähten Hofprediger scharf beobachtet hatte, und meldete sich wieder zum Eintritt in die Kirche an.

Das hatte die Geduld Stöckers bewirkt.

R.

Warum noch Innere Mission?

„Sahst ihr überhaupt noch einen wirklichen Daseinszweck?“ Diese Frage mag heute manchem Leiter eines Wertes der Inneren Mission mehr als einmal begegnen. Sie kann ihr nicht in Verlegenheit setzen. Demjenigen, auf den vor allen Dingen Zahlen Eindruck machen, kann er mit Zahlen antworten; anderen, die wissen, wie fragwürdig alle Zahlen sind, kann er vom Geist des Wertes berichten, ihm Bilder und Ausschnitte aus dem inneren Leben einer Anstalt der Inneren Mission bieten. Wieder anderen, die immer etwas zweifelnd den Kopf schütteln, wenn man von dem „Geist“ redet, der ein Haus oder ein Werk erfüllt, kann er Zeugnis davon geben, welche zwingende und richtunggebende Rolle auch heute das lebendige Evangelium von Jesus Christus für diese Arbeit spielt. Solch klare Auskünfte erwachsen nun nicht etwa aus dem bloßen Hängen an einer Ueberlieferung oder etwa gar aus Selbstbewußtsein. Man kann völlig nüchtern sehen, wieviel in solcher Arbeit innerlich und äußerlich noch fehlt und sich gleichwohl die Gewißheit darüber schenken lassen, daß sie nach Maßgabe der Kräfte Tag um Tag im Dienste Christi getan werden muß. So wird es für die ganze Innere Mission gelten dürfen, was der Leiter des Rauhen Hauses in Hamburg, dieser geschichtlichen Stätte der Inneren Mission, von seinem Hause sagt: „Gott bewahre uns davor“, so schreibt er, „daß unser Rauhes Haus jemals in die Gefahr fäme, nur von den allehmvürdigen Erinnerungen seiner Vergangenheit zu leben, Sitten zu pflegen, die einstmalig lebendig, jetzt aber tot wären. Keine Kirche, kein Werk der Inneren Mission ist dazu da, von Erinnerungen zu zehren und staunend auf die große Vergangenheit zurückzublicken, die vielleicht wirklich in gewaltig war wie etwa die Tat Luthers in der Reformation. Wir wollen niemals bloß von der Tradition leben, sondern von dem lebendigen Wort Gottes, das jeden Tag uns neu geschenkt wird, uns ausrichtet und uns Kraft zum Dienst gibt. Wir dürfen es aber auch in aller Offenheit bekennen, daß wir mit unserem Auftrag mitten im Leben der Gegenwart stehen, und daß es doch das alte Evangelium ist, das unter uns verkündet wird, und das uns das innere Recht gibt, auf unserem Posten zu stehen. Niemand verachte die Geschichte der Gemeinde Jesu Christi auf dieser Erde, auch wir tun es nicht im Werk der Inneren Mission; wir ehren sie. Wir wissen aber auch, daß Gott heute für uns einen Auftrag hat, und dazu stehen wir unter Einsatz aller Kräfte und Gaben, um die wir ihn, unsern Herrn, lägllich bitten.“

Roms altchristliche Stätten

Im städtischen Siedlungsgebiet von Rom, das sich in die weilere Landschaft hinein schnell ausdehnt, liegen eine Reihe altchristlicher Stätten. Italienische Blätter machen darauf aufmerksam, daß diese Stätten nicht beeinträchtigt werden sollten. Insbesondere komme hier die heilige Gräberstraße, die Via Appia, in Frage, die ja sagen heiliges Land für die ganze Christenheit sei. Der Gräberstraße entlang befinden sich die unterirdischen Begräbnis- und Katakomben der römischen Christengemeinde. „Majestätisches Schweigen umgibt diese alten Monumente. Es soll nicht gestört werden. Dieser geschichtlich bedeutsamen geheiligten Landschaft darf ihr einzigartiger Charakter, der in der Welt nicht seines Gleichen hat, nicht genommen werden.“

In Kürze

Auf Veranlassung der polnischen Staatsanwaltschaft wurden bei den deutschen evangelischen Geistlichen im Kreis Kartaus Hausjahungen durchgeführt; es wurde eine Arbeit des Pfarrers Lau über heimatische Kirchengeschichte beschlagnahmt.

Der Ausschuß des Bremer Landesbischöfs Dr. Weidemann aus dem Staatsrat ist zurückgenommen worden.

Aus der Gemeinde

Seit dem 1. Juli besteht die Kirchengemeinde Wellingsbüttel. Sie sieht sich vor besondere Aufgaben gestellt.

Zunächst gilt es, ihr die Verwaltungsorgane, Kirchenvorstand und Kirchenvertretung, zu schaffen. Beide werden vom Landeskirchenamt in Kiel berufen. Bis heute (20. 8.) ist die Berufung noch nicht erfolgt.

Die erste wichtige Aufgabe der Kirchenvertretung wird sein, einen Pastor zu wählen. Als im November 1933 der Gemeindebezirk Wellingsbüttel ins Leben trat und ein Hilfsgeistlicher berufen werden sollte, war wegen des damaligen Pastorenmangels keiner vorhanden. Daraufhin habe ich mich, trotzdem ich mich kurz vorher in den Ruhestand hatte verlassen lassen, als Hilfsgeistlicher zur Verfügung gestellt. Fast fünf Jahre habe ich dies Amt geführt und dadurch Wellingsbüttel einen mehrfachen Wechsel von Hilfsgeistlichen erspart, der sonst in der Zeit vor der Gründung einer Kirchengemeinde üblich ist. Nachdem nun die Grundlagen für die neue Gemeinde geschaffen sind, und wenigstens zur Zeit in Schleswig-Holstein der Pastorenmangel behoben ist, ist es an der Zeit, daß ich mein Amt endgültig niederlege. Es bleibt mir nur noch übrig, die ersten Einrichtungen für die neue Gemeinde mit zu treffen.

Nach den jetzt geltenden Bestimmungen ist der neue Pastor durch das Landeskirchenamt bzw. dessen Präsidenten zu ernennen. Es hat uns aber der Präsident zugesagt, uns drei Pastoren zu bezeichnen, unter denen wir einen auswählen können. So werden bald drei Pastoren hier Gastpredigten halten, von denen die Kirchenvertretung einen zu wählen hat, den dann das Landeskirchenamt ernimmt. Die Namen der drei Pastoren sind uns hieher noch nicht mitgeteilt.

Sodann ist die Organistenstelle zu errichten, wobei von der Kirchenvertretung zu entscheiden ist, ob ein Organist, der nur das Organistenamt zu verwalten hat, oder ein Organist, der zugleich die Kirchentasse mit übernimmt, oder eine Organistin angestellt werden soll. Nach Errichtung der Stelle ist der Organist vom Kirchenvorstand zu wählen.

Es handelt sich bei allen diesen Dingen um Beschlüsse von grundlegender Bedeutung, die für die Entfaltung des Lebens in der neuen Gemeinde von größter Wichtigkeit sind.

Sonntag, den 4. September, hält die Ostseemission, Hauptverein Hamburg, in Wellingsbüttel ihr Sommerfest. Am 4 Uhr findet in der Kirche die Begrüßung durch den Ortspastor statt und wird Dr. theol. und med. Rabes (früher Pfingstau) einen Vortrag halten: „Land im Umbruch und die Arbeit der Ostseemission“. Um 7 Uhr ist eine gottesdienstliche Abendfeier, die Predigt hält Pastor Lic. Svinger.

Die Vorsitzende der Evangelischen Frauenhilfe und Gemeindefürerin Frau M. Lührs ist unter Nr. 230977 telefonisch zu erreichen.

Pastor Voelck, Waldstraße 39, Tel.-Nr.: 59 54 85.

Gemeinde-Blatt

für das

Kirchspiel Wellingsbüttel

Oktober

„Du erfüllst alles, was da lebt, mit Wohlgefallen“ Psalm 145, 16.

1938

Wem wollen wir danken?

Dankes dem Herrn! Psalm 106, 1.

Jeden Morgen war in Vad Bildungen, während wir unserer Brunnen tranken, Frühkonzert. Es wurde regelmäßig mit einem Choral eingeleitet. Dann stand alles still, und die Männer nahmen ihre Hüte ab. In dieser Haltung stand alles und lauschte dem Choral. — Das ist eine schöne, altüberbrachte Sitte in den deutschen Wäldern. Auch damit soll gesagt werden: möge Gottes Gnade über uns walten, daß wir gesund werden! —

Wie ich so mit dankte, fiel mein Auge auf einen Herrn in den dreißiger Jahren. Der machte ein so überlegen spöttisches Gesicht, als wollte er sagen: „Was sind das doch für Totten, — die mit ihrer frommen Haltung! — Die glauben noch an einen Gott außerhalb ihrer selbst, jenseits und über ihnen und der Natur, an einen Gott, der ihnen gegenübersteht. Darüber bin ich weit hinaus. Das gibt's ja gar nicht. In mir ist Gott, ich selbst bin Gott. Die schöne Natur ist Gott. Diese Quelle da in meinem Glase, voller Heilkräfte, die ist Gott. Aber für den Glauben dieser Frommen, die meinen, das Reich der Natur sei u n t e r Gott, habe ich nur eine schweigende Verachtung. Mir ist die Sonne das wahrhaftige Licht alles Lebens, und die Berge und das Meer und das Rauschen des Waldes — das sind die Altarstätten meiner Andacht!“

Wer so denkt, kann nicht Erntedankfest feiern. Wohl Erntefest, aber nicht Erntedankfest. Denn wem sollten wir dann danken? Wir alle uns selbst gegenseitig? Oder dem „Wortergott?“ — das wäre also dem Nordpol, der ja großen Einfluß auf das Wetter hat. Wenn wir Erntedankfest feiern sollen, muß für alles, was Ernte heißt, eine höchste Instanz sein, der aller Dank geschuldet wird.

Wem danken wir Christen am Erntedankfest? Wir können auch sagen: wer ist der eigentlich Selbständige? — Ist es der Vater, und wäre es der allertüchtigste, der denkbar ist? — Wir wissen es genau: selbständig sind wir Menschen nicht, sondern abhängig, — viel abhängiger, als uns immer bewußt ist. Wer ist denn nun der Selbständige, der eigentliche Urheber, an den wir unseren Dank richten können? — Ist die Natur selbständig? — Ist sie nicht vielmehr

ein Mechanismus oder ein Werkzeug? — Weiß sie, was sie tut? — Wenn nicht, — kann ich ihr doch auch nicht danken. Ich kann sie höchstens anreden, wie ein Dichter eine Rose anredet: Du schöne rote Rose, du duftest mir so süß ... Aber das wäre ja Poesie und als Poesie berechtigt. Aber Erntedankfest feiern ist für uns nicht eine poetische Angelegenheit, sondern eine Hinwendung an einen, der uns versteht und von uns weiß. Wir sind damit bei der entscheidenden Frage: wer ist selbständig: wir selbst oder die Erde oder der Kosmos oder — Gott? Wem wollen und können wir allein danken?

Unser Schriftwort sagt: danket dem Herrn! Gott gibt täglich Brot. Nicht die Erde ist die Geberin. Wir lieben sie und freuen uns ihrer, sie ist ja unser Heim, in dem wir wohnen. Aber sie ist uns gegeben. Wir können sie nur lieben als Gabe, nicht als Geberin. Wir preisen den Geber für seine Gabe. Wir halten Gabe und Geber auseinander.

Es geschieht gewiß oft genug, daß Menschen ein Geschenk bekommen, über das sie vor Freude aus dem Häuschen geraten. Da kann es auch uns Erwachsenen gehen wie einem Kind, das sich so an sein Spielzeug hingibt, daß es den Geber vergißt. Einem Kind kann ein Spielzeug wichtiger, ja, sogar herzennäher werden wie Vater und Mutter. Immer war und ist die Menschheit in Gefahr, sich der Gabe ja hinzugeben, daß sie sich in sie verliert, und zwar so sehr in sie verliert, daß die Herzensnähe zu Gott verloren geht, ja, daß die Gabe ihnen zum Geber wird und daß das Vergängliche zum Ewigen und die Erde zu Gott wird. Wir aber hören die Mahnung des Erntedankfestes und handeln nach ihr:

Danket dem Herrn! — Wir preisen den Herrn! —

Willst du mir geben,
womit mein Leben
ich kann ernähren,
so laß mich hören
allzeit im Herzen dies heilige Wort:
Gott ist das Größte,
das Schönste und Beste,
Gott ist das Süßte
und Allergewißte
aus allen Schätzen der edelste Hort.

Georg Christensen.

Bildnis einer Bauernfrau

Zum Erntedankfest 1938

Von Karl Josef Friedrich

Vor Jahr und Tag fuhr ich mit meinem dürftlichen Frauenverein in die Großstadt zur Besichtigung einiger alter Kirchen. Vor jedem gefährlichen Straßenübergang sammelte ich erst meine Schar, um sie geschlossen über die StraÙe zu führen. Da sah ich ein paar Mal, wie verschiedene modisch gekleidete Städter mit schlechtherrlichem Hohn über einige meiner Frauen lächelten. Vor allem die eine erregte wohl ihren Spott. Allerdings, sie sah äußerlich gar nicht schön aus. Sie ging krumm dahin, ihre Kleider waren recht aus der Mode. Sie war sozusagen unmöglich in ihren alten weiten Röcken, die wie aus dem vorigen Jahrhundert stammten, und mit ihrer seltsamen Kapotte von Anno dazumal. Ich aber dachte: wist ihr denn, ihr Städter, daß ich vor diesen einfachen Bauernfrauen, daß ich gerade vor dieser einen krummen da tief meinen Hut ziehe? Ihr mögt spotten und lächeln, darauf kommt's nicht an. Darauf aber kommt es an, was Gott über diese Frau denkt. Soll ich euch ihr Bildnis malen?

Als der Krieg ausbrach, waren ihre drei Kinder noch klein, das größte Mädchen erst zehn Jahre alt. Der Bauer mußte nach Jahr und Tag ins Feld, da übernahm die Bäuerin ganz allein den Betrieb, der immerhin 15 Hektar umfaßte. Im Stall standen zwei Pferde, zwölf Kühe und ein paar Kälber, zehn Schweine und das Federvieh waren zu versorgen. Da hat die Bäuerin jahrelang ohne Knecht die ganze Wirtschaft allein „geschmissen“. Sie selber führte die Ställe zum Beschlagen in die Schmiede. Ganz allein fuhr sie jede Woche einmal mit Pferd und Wagen in die Stadt, eine gute Stunde weit, zum Treberhalen in die Brauerei. Ganz allein hat sie ohne Knecht mit den Säulen geackert, noch ohne Sämaschine mit den Händen gesät, ohne Nähmaschine mit der Senje gemäht. Nur tageweise half ihr eine Frau aus dem Dorf. Täglich melkte die Bäuerin zweimal ihren Kuhstall durch, täglich schöpfte sie 40—60 Liter Milch fort, täglich brühte sie ein bis zwei Zentner Kartoffeln für die Schweine. Daneben butterte sie für ihren Haushaat. Ihre Kinder halfen, wo sie konnten, aber sie waren noch klein, die Mutter mußte sie noch behüten, bekleiden und beschützen. Damals sagte man der Bäuerin auf der Brauerei: Unter Hunderten tut das nicht eine so, wie Sie ...

Endlich kam der Bauer wohlbehütet aus dem Felde heim, und die Bäuerin konnte ihm wieder die Zügel der Roffe übergeben. Der Bauer, selber ein Bauernsohn, war vor dem Kriege jahrelang auf den Steinbruch in Arbeit gegangen, dann hatte er das heruntergewirtschaftete Gut erstanden, mit viel Fleiß hatte er es wieder in die Höhe gebracht. Hätte er nicht eine so tüchtige Hausfrau gehabt, er hätte nicht schaffen können, was er sich langsam geschaffen hat: Das Stallgebäude wurde erweitert, die Scheune neu erbaut, ein Wälder eingebaut mit einer feistehenden Dreschmaschine und einer angeschlossenen Schrotmühle. Für die Feldarbeit konnten Sämaschine und Nähmaschine für die Halmsfrucht angeschafft werden und für die Kartoffelernte eine Kartoffelhackmaschine. Auch im Wohnhaus wurde mancherlei verbessert und erneuert. So stand der Hof fest und stattlich da. Segen lag auf ihm.

Die Väter waren schon Ehrenmänner und Christen gewesen. Der Vater der Bäuerin, langjähriger Kirchenvorsteher, war so, wie sein Name Traugott Lederecht sagte: er traute Gott und lebte recht. Eine handgeschriebene Chronik seiner Hand bewahrt noch heute die Familie dankbar auf. —

Des Bauern Vater ging fast jeden Sonntag zur Kirche, und zwar nach alter Sitte alle vierzehn Tage in die heimatische Dorfkirche, an den dazwischenliegenden Sonntagen besuchte er die Kirchen der umliegenden Orte. Ich habe dem prächtigen lieben Mann selbst im wörtlichsten Sinne die Augen zugeblickt, nach seinem Heimgang, den ich miterlebte. Er ist mir unvergessen, der alte Bauer!

Den Segen dieser frommen Väter trägt unsere Bäuerin. Sie ist gottesfürchtig, sie ehrt Kirche und Gotteswort und besucht treu das Gotteshaus. Ineimal traf ihre Felder der Hagel — sie ist nicht verzagt. Ihr Mann starb plötzlich auf eine schreckliche Weise, sie blieb fest an Gottes Hand. Nun ist sie wieder allein. Dabei war sie in früheren Jahren viel krank, jetzt hat sie's mit den Nerven zu tun, die Sechzigjährige, aber sie verzagt nicht. Ihren Rückenschaden (sie geht krumm) trägt sie mit Geduld. Nach wie vor ist sie die erste früh auf, die letzte zu Bett, nach wie vor arbeitet, ja schuftet sie wie ein Knecht. Wenn ich sie besuche, muß ich, ich mag wollen oder nicht, irgend etwas bei ihr essen, so freundlich ist sie.

Tief ziehe ich meinen Hut vor ihr, der alten krummen Bauernfrau, und ich bewundere ihre Kraft und ihre Treue. Aber ich weis: sie ist nur ein Beispiel für viele. Tausende deutscher Bauernfrauen stehen neben ihr — so fromm und so treu wie sie.

*

Beschwestern? Soldaten Christi!

Es war im dritten Jahre des Weltkrieges, im Herbst 1917. Ich führte damals ein Regiment. In meinem Offizierskorps hatte ich einen Oberleutnant, einen jungen, schneidigen Kerl, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Er war als Fahnenjunker ins Feld gekommen, wurde schon 1914 Offizier, hatte sich dann oftmals ausgezeichnet und war 1917 Oberleutnant geworden. In der Schlacht bei Cambrai war mein Adjutant gefallen, und nun wollte ich den jungen Offizier zu seinem Nachfolger machen. Um ihm die Nachricht persönlich zu übermitteln, rief ich bei seiner Kompanie an. Er war gerade in Stellung. Der Feldwebel wollte es ihm ausrichten, daß er sich bei mir melden sollte. Gegen Abend erhalte ich plötzlich von der Kompanie die Nachricht, daß der Oberleutnant schwer verwundet sei. Ich hätte ihn sofort zurückgeschafft, er läge bereits im Feldlazarett. Das war ein harter Schlag für mich, und ich beschloß, ihn sofort aufzusuchen. Am nächsten Tage rief ich im Feldlazarett an. Ich fragte nach der Schwere seiner Verwundung. Darauf erhielt ich eine ausweichende Antwort. Es künde zwar sehr ernst, aber nicht hoffnungslos. Am dritten Tage nach der Verwundung fuhr ich also ins Kriegslazarett, um meinen Oberleutnant zu besuchen.

Ich fand ihn in einem freundlichen kleinen Zimmer. Er lag da mit fieberglänzenden Augen. Sein Gesicht war hart und gestrafft. Ich merkte, wie er die Zähne zusammenbiß.

Ich versuchte, ihn zu stärken und ihm freundlich zuzureden. Viel sprechen konnte er nicht. Nur einmal brach es aus ihm heraus: „Herr Oberst, ich fürchte, es wird nichts mehr mit mir. Das linke Bein ist ganz zerquetscht, das rechte hoch. Ich bin ein Krüppel geworden. Wenn ich nicht mehr Offizier sein kann, dann will ich auch nicht mehr leben!“

Ich selber hatte schon vom leitenden Arzt erfahren, wie es um ihn stand. Viel Hoffnung hatte er nicht, ihn durchzubringen. Nur kurze Zeit durfte ich bei ihm bleiben. Sein Bild aber ging mit mir, sein hartes Schicksal erschien mir selber fast unerträglich. Wenn es dich so getroffen hätte, du wärest nicht, was du tätest, — so dachte ich oft.

Der stolze des Countessboten für das Jahr 1939 ist soeben erschienen!

Einige Tage später fuhr ich wieder zum Kriegslazarett. Die Schwester hatte Anweisung, niemanden vorzulassen. Ich legte mich eine Weile zu ihr, und sagte ihr, wieviel mir gerade an dem Leben dieses Mannes gelegen sei. Er wäre ja sozusagen die Seele unseres Regimentes gewesen.

„Ich konnte es mir denken“, erwiderte die Schwester. „In seinen Fieberträumen redete er nur immer von der Truppe, von den Kameraden und vom Feinde. Er ist immer mitten im Angriff.“

„Ist denn auch das Menschenmögliche geschehen, um ihn zu retten“, fragte ich. „Können wir denn nichts mehr für ihn tun?“

„Doch“, sagte die Schwester, — „beten“.

„Dann beten Sie für ihn“, rief ich in meinem Schmerz.

„Es wäre gut, wenn auch Sie für Ihren Kameraden beten würden“, sagte die Schwester. „Man kann leicht so fragen: Ist denn auch alles Menschenmögliche geschehen?! Dieses Letzte und Beste können am dringlichsten nur diejenigen tun, die uns nahe stehen. Hier kann nur noch Gott helfen. Gottes Hilfe aber will erbeten sein.“

„Schwester, ich weiß, Sie haben recht“, gab ich zur Antwort. „Aber wir Krieger sind harte Männer. Das Christentum ist wohl mehr was für die Frauen.“

„Dah wir Frauen, die wir nicht mitkämpfen können an der Front, mehr auf das Beten angewiesen sind, mag stimmen“, sagte die Schwester. „Schwesterndienst, Herr Oberst, das ist zum guten Teile auch Väterdienst. So mancher Sterbende hat mich schon angefleht, mit ihm zu beten! Auch so mancher tapfere Soldat, Herr Oberst! — Sehen Sie, wenn ich es nun nicht täte, so würde niemand für Ihren Oberleutnant beten. Seine Angehörigen wissen wohl noch nichts von seiner schweren Verwundung. Seine Kameraden, die es wissen, beten nicht für ihn. Und so bleibe ich eigentlich nur noch übrig.“

„Das müßte vor allen Dingen doch wohl er selber tun“, meinte ich.

„Wenn er es nun aber auch nicht tut?“

Ich sah der Schwester in das klare, mutige Auge. Es war darin ein Wissen um Not und Leiden der Menschen. Wer weiß, was sie an diesem Krankenbette schon alles erfahren hatte!

„Oder würden Sie nicht Herzensbitten um Ihr Leben bitten, Herr Oberst, wenn Sie wüßten, daß Sie nur noch als elender Krüppel Ihr Dasein fristen könnten?“

Ich blieb ihr die Antwort schuldig.

„Meinen Sie wirklich, Herr Oberst, daß Mannestum und Christentum nicht zusammengehören? Auf Grund meiner Lebenserfahrung muß ich sagen, daß die größte Kraft im Leben zum Leiden gehört.“

Ich schwieg noch immer.

„Herr Oberst, wenn die deutschen Frontsoldaten nicht mehr beten, so ist nur um den Sieg bange. Der Herr des Krieges kann uns den Sieg versagen! Haben Sie schon einmal daran gedacht, Herr Oberst?“

„Wir werden lieber sterben als unterliegen“, murmelte ich und ging davon. —

Am nächsten Tage ist mein junger Kamerad gestorben. Wir haben ihn zur letzten Ruhe bestattet. Nach der Trauerfeier ging ich mit der Schwester noch ein Stück zusammen.

„Ich habe über Ihre Worte in diesen Tagen der Trauer viel nachgedacht, Schwester“, sagte ich zu ihr. „Sie haben wohl recht damit, daß zum Leiden mehr Kraft gehört als zum Leben oder Sterben.“

„Damit Sie mich auch recht verstehen, Herr Oberst. Leiden — das hat in den Ohren der Männer auch so einen verdächtigen Klang. Ich habe in meiner Dienstzeit als

Schwester im Felde Soldaten gesehen, die ihr Leiden wirklich bestanden haben. Sie haben sich nicht in ihr Schicksal ergeben, so wie man es eben in der Verzweiflung tut, sondern sie haben ihr Schicksal bejaht, indem sie sich in den Willen Gottes fügten. Und Gott schenkte ihnen die Kraft, das Leiden und Sterben zu besiegen. Unser Christenglaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, Herr Oberst. Wir Christenleute wollen mit einem Sieg aus der Welt scheiden, nicht mit einer Niederlage.“

Ich wußte darauf nicht viel zu sagen. Beim Abschied reichte ich ihr die Hand, und dabei spürte ich etwas wie von kameradschaftlicher Verbundenheit. „Ihre Schwestern seid uns Soldaten irgendwie verwandt“, sagte ich zu ihr. „Ihr seid die unbekanntesten Soldaten Christi.“ — —

Damit ist diese Erzählung noch nicht zu Ende. Wer sie gern vollständig haben will, kaufe sich das treffliche Heftchen, dem sie entnommen ist: Friedrich Barck, „Ein Ruf an dich!“ Verlag Evangelischer Druck-Verband, Berlin-Steglitz, Preis 10 Pfennig.

Bereit zum Gebet sollen wir jederzeit sein, das heißt wir sollen jederzeit und bei allem Gott vor Augen und im Herzen haben.

*

Ernte!

Du gibst, o Herr, die Erde uns zum Leben und spannst darüber Deinen Himmel aus, läßt stille und läßt starke Winde wehen und gibst uns Licht und Brot für unser Haus,

Du läßt in deinen Acker Eisen schneiden, Du führst den Pflug in einer schweren Faust, Du läßt die Lilien lieblich sich bekleiden, Dein Sturm ist's, der durch reife Lehren braust.

Dein sind die Wagen, welche hochbeladen heimholen Gottes Brot von Gottes Land, Wir aber ernten, Gott, von Deinen Gnaden und leben alle, Herr, aus Deiner Hand.

Bernhard Raffel.

*

Ein Fortschritt

Es gab eine Zeit, in der der „Pfassenspiegel“ eines der Bücher war, die von den Deutschgläubigen in ihrem Kampf gegen das Christentum am eifrigsten empfohlen wurden. Es muß als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, wenn nun die deutschgläubige Zeitschrift „Nordland“ (15, 1. 8. 38) von diesem Buche abbricht und u. a. schreibt: „Wer in unserem Kampfblatt billige Angriffe erwartet, hat die Bedeutung unserer Arbeit nicht verstanden. Das Ringen um die Seele des deutschen Menschen ist eine Angelegenheit, die nicht mit den Mitteln einer Sitafendemonstration ausgefochten werden kann. Wir haben nur zu klar die Gefahr erkannt, in die eine Bewegung gerät, die eine rein negative Kampfweise verfolgt: Die Glaubenslosigkeit. Der „Pfassenspiegel“ ist, so richtig einzelne seiner Behauptungen auch sein mögen, nicht von einem Deutschgläubigen, sondern einem Atheisten liberaler Prägung geschrieben worden. Wer wahrhaft den Weg zum deutschen Glauben sucht und nicht nur ein fröhliches Pfaffenjagen, muß schon in ernster Arbeit vorwärts schreiten.“

Deutsch-evangelisch im ehemaligen Deutsch-Ostafrika

Im Tanganyika-Gebiet hat sich kürzlich am Oldhani eine deutsche evangelische Gemeinde gebildet. Bisher haben sich über die Hälfte der deutschen Siedlerschaft als Gemeindeglieder angeschlossen. Die noch Fernstehenden hofft man, soweit sie evangelisch sind, gewinnen zu können. Besonders erfreulich ist es, daß der größte Teil der Jugend in der Gemeinde steht. Solange noch kein Gotteshaus vorhanden ist, steht der Kirchengemeinde die Aula der deutschen Schule zur Verfügung, die bereits vor einigen Jahren gebaut und im vergangenen Jahr durch ein Schüler-Internat erweitert wurde. Die Seelsorge und die regelmäßigen Gottesdienste hat der nächstwohnende deutsche evangelische Missionar übernommen. Zur Ausgestaltung der gottesdienstlichen Feiern und vor allem zur Pflege des deutschen evangelischen Liedes unter den Siedlern und ihrer Jugend hat der Gustav-Adolf-Verein der jungen Gemeinde ein Harmonium gestiftet. Ein schönes Zeichen für den weitverbreiteten Charakter der Gustav-Adolf-Arbeit, die überall, wo deutsche evangelische Glaubensbrüder verstreut wohnen, ihnen zur Seite steht und ihnen hilft, ihren evangelischen Glauben zu bewahren.

*

Der Blutzoll des evangelischen Pfarrhauses

Nach dem vom Pfarrerverein der Provinz Sachsen herausgegebenen Ehrenbuch sind aus dem Gebiet der sächsischen Provinzialkirche 163 Theologen, darunter 30 ordinierte Geistliche oder in der Vorbereitung auf das Pfarramt stehende Kandidaten, sowie 110 Studenten der Theologie und drei Missionsseminaristen den Heldentod gestorben. Das evangelische Pfarrhaus der Provinz zählt 354 Söhne und fünf Töchter, die es dem Vaterland geopfert hat. Aus zwei Pfarrhäusern fielen je vier Söhne, aus acht Pfarrhäusern je drei Söhne, aus 61 Pfarrhäusern je zwei. Zwei Pfarrhäuser gaben Sohn und Tochter dem Vaterland, aus einem fiel der Sohn draußen an der Front, der Vater in den Kämpfen gegen den Spartakismus. Eine ganze Anzahl von Pfarrhäusern entfiel drei und mehr, eins sogar acht Söhne und zwei Töchter ins Feld und in die Lazarette.

Nach einer Ehrenliste des Thüringer Pfarrverbandes sind im Weltkrieg 100 Theologen gefallen, 173 Pfarrersöhne blieben auf dem Felde der Ehre. Aus 31 Thüringer Pfarrhäusern standen je drei Söhne im Felde, aus 7 Pfarrhäusern je vier, aus 4 je fünf, aus 2 je sechs. Aus 10 Thüringer Pfarrhäusern sind je zwei und aus zwei je drei Söhne gefallen.

*

Hilfsbereit

Wir lesen im „Pfälzischen Anzeiger“: „Dieser Tage hat es sich ereignet. Es war in einem südpfälzischen Dorf. Ein Bauer bricht ein Wein und kann deshalb seine Arbeit nicht verrichten. Die Getreideernte kommt heran und nun ist Notland in Not, denn es fällt sehr schwer, jemanden zu bekommen. Da erinnert sich der protestantische Pfarrer im Dorf, der von diesem Notfall hört, an die Tatsache, daß er Landwirtschaft nicht nur studiert, sondern auch praktisch ausgeübt hat, ehe er zur Theologie überging. Und der Pfarrer tritt beim kranken Bauern an, nimmt die Sense in die Hand und hilft mit, die Kornäcker mähen, hilft mit, die reiche diesjährige Ernte heimzubringen!“

Das liebe tägliche Brot

Von Martin Luther

Wir sollen Gott loben und danken, daß er Korn wachsen läßt, und erkennen, daß es nicht unserer Arbeit, sondern seines Segens und seiner Gaben ist, daß Korn und Wein und allerlei Früchte wachsen, davon wir essen und trinken und alle Notdurft haben; wie denn das Vaterunser auch beweiset, da wir sagen: Gib uns unser täglich Brot. Hier bekennen wir mit dem Worte „gib“, daß es Gottes Gabe sei und nicht unser Geschöpfe; und wo er nicht gäbe, so würde nicht ein Körnlein wachsen, und unser Ackerbau würde gar umsonst sein. Ja, es ist eine so starke Gabe, daß sie durch Gottes Kraft muß wunderbarlich erhalten werden, bis wir sie kriegen und genießen. Denn wie bald könnte alles Korn in der Erde verkaufen, erfrieren, vermodern, von Würmlein gefressen, vom Wasser erkauft werden! Und wenn es schon dahervächst, wie bald könnte es mit Hitze, Wetter, Hagel verderbet werden, von Käfern und anderen Tieren abgestressen werden! Und wer kann alle die Gefahr erzählen, die das Korn muß ausstehen, ehe denn es auf den Boden kommt, daselbst es auch von Würmern verzehret wird und wegfleht? Der Teufel liebt nicht einen Halm noch Blatt aufgehen und wachsen, wo ihm Gott nicht wehret.

*

Leben, nicht tote Sitte!

Es soll keine Sitte von Urväterzeiten her sein, daß wir unsere Jungen abends beten lassen. Es soll unser lebendiger Glaube an den Höchsten sein, der uns dazu treibt.

Kriegsbriefe von Gorch Fock, gefallen in der Seeschlacht am Tagerrast.

*

Aus der Gemeinde

Da die neue Kirchengemeinde immer noch kein Verwaltungsorgan besaß, weil die Kirchenältesten und Kirchenvertreter noch nicht berufen waren, hat auf unsern Antrag das Landeskirchenamt zu Weollmüchlingen für die Verwaltung die Herren Peemöller, Salzmann und Bischoff ernannt, die alle Vollmachten besitzen, die sonst der Kirchenvorstand und die Kirchenvertretung hat. Eine ihrer ersten Aufgaben war, zu der Ernennung des Pastors, die rechtmäßig in der Hand des Landeskirchenamtes bzw. dessen Präsidenten liegt, Stellung zu nehmen. Um dafür einen festeren Rückhalt in der Gemeinde zu haben, zogen sie die Mitglieder der künftigen Kirchenvertretung heran, die demnach mit ihnen und dem Unterzeichneten den Ausschuß zur Wahl des Pastors bildeten. Eine schwierige Lage bestand dadurch, daß nur ein Pastor statt der in Aussicht gestellten drei eine Gastpredigt gehalten hatte. Da aber kein rechtlicher Anspruch auf Bewilligung von Gastpredigten dreier Pastoren bestand, beschloß der Ausschuß, keinen Einspruch gegen die Ernennung von Pastor Scheuer in Behlendorf zu erheben, der hier am 11. September die Gastpredigt gehalten hat. Daraus hat das Landeskirchenamt Pastor Scheuer zum Pastor für Wellingshüttel ernannt und seinen Amtsantritt zum 1. Oktober verfügt.

Mit diesem Tage lege ich mein Amt nieder, das ich fünf Jahre (ein Monat fehlt daran) geführt habe. Ich danke allen, die mir in dieser Zeit geholfen haben, und bitte, daß Gott die Gemeinde und ihren neuen Pastor segnen möge.

Christian Boed, Pastor i. R.

Gemeinde-Blatt

für das

Kirchspiel Wellingsbüttel

November

Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte. Psalm 73, 28.

1938

Wie gewinnen wir Geltung vor Gott?

„So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben!“ Röm. 3, 28.

Jeder Mensch will irgendwie etwas gelten. Wir können sagen: so ist er geschaffen. Er hat von vornherein ein Geltungsbedürfnis. Er ist sich irgendwie seines Wertes bewußt und sucht diesen Wert zu wahren. Wir alle haben ein Stück Würde und ein Stück Ehre zu verteidigen und zu wahren. Das gehört einfach zum Menschsein.

Aber wie können wir diese Würde Gott gegenüber wahren? Auch vor ihm möchten wir doch Geltung haben und Anerkennung finden. Und es gehört zur Tragödie des Menschseins, wie er immer wieder versucht hat, sich in widergöttlicher Weise gegen Gott durchzusetzen. Am deutlichsten wird dieser Versuch klar in dem bekannten Ausspruch: „Wenn ein Gott ist, wie hieße ich es denn aus, selbst nicht Gott zu sein?“ — Da hat das menschliche Geltungsbedürfnis seine widergöttliche Spitze erreicht. Aber je gewaltiger es sich gebärdet, desto weniger gewinnt es Geltung vor Gott. „Gott widersteht den Hoffärtigen!“

Und wenn wir nun versuchten, ein wenig bescheidener uns Gott gegenüber durchzusetzen? Etwa so: Ich stehe Gott gegenüber, also in meinem Falle ein Pastor, — und stände nun da in dem Bewußtsein: Hier steht ein so edler Mensch, ein Mensch erster Klasse, der recht tut und niemand schont, — auch dich nicht, o Gott! Denn siehe, ich bin ja von Natur gut. Und wenn du, Gott, in mich hineinsiehst, ganz ganz tief, dann mußt du eine unbändige Freude haben! Das mußt du doch! — Denkt, — ich stände so vor Gott, — so ungefähr auf gleich und gleich mit ihm, — allerdings nicht so, daß ich wie er auch die Welt regieren könnte, — aber doch immerhin als ein grundankständiger Kerl, — meinst ihr denn, daß ich ihm auch nur für einen Heller imponiere? — Ich jedenfalls meine es nicht, sondern weiß, daß ich vor ihm stehe als ein armer, sündiger, oft genug vermessener und prahlischer Mensch und nur sagen kann: von Gottes Gnade bin ich, was ich bin! ..

Wie können wir uns einbilden, Gott mit uns selbst zu imponieren? Er ist ja unser Schöpfer. Wir können ihm nur danken, daß er uns als deutsche Menschen hat geboren werden lassen. Aber wie selbst haben nichts dazu beigetragen. Was wir sind und haben, ist ein Geschenk seiner Gnade. Und wenn es uns so schwer fällt, das zu sehen und ohne Einschränkung zu bejahen, dann ist das nur ein Zeichen dafür, daß unser Verhältnis zu ihm vergiftet ist. Da ist etwas zerbrochen zwischen uns und ihm. Wir sind in ein verkehrtes Verhältnis zu ihm geraten. Und da hilft all unsere Moral und all das Gute, das wir haben, nichts. Wir bekommen nur Geltung vor Gott durch Gott selbst.

Aber wie?

Denken wir uns, wir stehen vor einer Tür. Da drinnen ist unser Vater, mit dem wir oder nie sehr warm waren. Nun hängt aber viel davon ab, daß wir uns finden. Der Friede unseres Herzens hängt davon ab. Und wir wissen, daß er sich nach uns sehnt und uns erwartet. In seiner eigenen Brust ist eine Stimme, die für uns spricht. Wir haben also einen Fürsprecher beim Vater. Ja, er hat um uns gekümmert, hat unsern Lebensweg verfolgt und, ohne daß wir es wußten, viel Liebes getan. Mühten wir es da nicht über uns gewinnen können, anzuklopfen und zu sagen: „Vater, mein Herz ist so leer, und ich fühle mich so arm?“ —

Wenn das geschieht, wird unser persönlicher Gehalt und unser moralischer Wert nicht geringer, aber unser Verhältnis zum Vater kann neu werden. Wir denken dann nicht daran, zu sagen: „Bin ich nicht immer ein anständiger Mensch gewesen? Tat ich nicht recht und brauche dich nicht zu scheuen?“ — Nein, dann stehen wir da und warten auf das Wort des Vaters und erwarten, daß es ein väterliches, gütiges Wort sein wird. Wir verlassen uns auf das, was nun der Vater tun wird. Das heißt glauben!

Gott aber hat dieses Wort gesprochen. Es heißt Christus. Und so werden wir „ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist!“ (Röm. 3, 24.)

Georg Christianen

Der Anruf Gottes

Der Fernsprecher klang unaufhörlich. Geduldig, mit unerschütterlicher Ruhe, griff der Mann zum Hörer und meldete sich.

„Wie halten Sie das bloß aus?“

„Was?“

„Nun, dieses fortwährende Geklingel. Sie haben ja keinen Augenblick Ruhe!“

„Ach“, sagte er, und paffte ein paar bedächtige Züge, „ich helfe mir jetzt einfach dadurch, daß ich weiß: Mich geht das Geklingel ja nichts an! Ich nehme den Anruf nur entgegen und gebe ihn weiter. Ja ... wenn ich selbst gemeint wäre, da hielt ich es wohl nicht aus. Ich hatte einen Vorgänger in meinem Dienst, bei dem war es anders. Der ist schließlich bei dem dauernden Telefonieren und Angerufenwerden verrückt geworden. Mir kann das nicht passieren. Mich geht das alles nichts an!“

Nochdenklich gingen wir unsern Weg.

Der Fernsprecher ist eine der wunderbarsten Erfindungen der Neuzeit. Er ist aus dem hertigen Leben nicht mehr wegzudenken. Jeder bemut, ohne sich etwas Wunderbares dabei zu denken, den „Apparat“. Freilich, jeder ist auch dessen Sklave. Raffelt die Klingel, muß das dringendste Geschäft schweigen. Die unsichtbare Anrufstelle ist zu aufdringlich. Sie läßt nicht locker, bis wir zum Hörer greifen und selbst Hörer werden. Es gibt kein Ausweichen, denn schließlich: wir wollen doch wissen, was los ist!

Der Fernsprecher ist der unmittelbarste Angriff auf unser Selbst.

„Sie werden am Apparat verlangt!“ Gehorham eilen wir und lauschen. Da ist kein Zweifel: der Anruf ist auf unsrer Nummer erfolgt, er gilt uns. Wir lauschen. Wir sehen nichts, wir hören nur. So oder so. Gutes oder Schlimmes, Freudiges, Gleichgültiges oder Trauriges ... es gilt uns. Niemand sonst. Wir müssen hören und Stellung nehmen.

Ganz anders ist's beim Rundfunk. Wenn wir nicht wollen, kann niemand uns zwingen, einzuschalten. Wenn wir genug haben, niemand kann uns hindern, abzuschalten. Feine Sache. Der Fernsprecher aber ist unerbittlich. Wir mögen nicht: er raffelt uns toll. Wir hängen ab: prompt kommt der neue Anruf: „Hallo! Hallo! Wir sind unterbrochen worden!“

Wir reden in Bildern. Wir sprechen von Radio und Telefon und meinen den Anruf Gottes an uns. Denn es ist Tatsache: Gott ruft uns an.

Halt! Bitte nicht abhängen! Mancher denkt vielleicht: „Nun kommt also die christliche Predigt wieder. Schluß! Ich verzichte!“

Darauf fragen wir ganz ernsthaft, allerdings nur den, der selbst ernsthaft sein kann und will, daß man ihn ernst nimmt: „Was ist dir Gottes Anruf, Rundfunk oder Fernsprecher? Könnten wir abschalten, einhängen? Oder bleibt der Anruf für uns gütig, auch wenn wir nicht wollen?“

Wir spüren, hier geht es um eine sehr ernste Angelegenheit. Entweder es gibt keinen Gott, dann können wir ja tun und lassen, was wir wollen. Aber wie steht es damit? Wagst du es, Gottes Dasein zu leugnen? Wohl nicht! Nur ganz wenige Menschen gibt es, die diesen radikalen Satz riskieren. Jemand wie steckt doch in uns allen die bald leise, bald laut sich meldende Arbeitzeugung: Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt! (Schiller.) Warum denn also auf halbem Wege stehen bleiben?

Einmal kam ich auf einer Bahnfahrt zufällig mit einem marxistischen Parteimann zusammen. Da er sah, wie ich in meinem Neuen Testament las, war das Ziel des Gesprächs schnell bestimmt.

„Dieses Buch habe ich schon zweimal durchgelesen“, sagte er.

„Und?“

„Nun, ich bin Freidenker, das sagt genug! Ich glaube an keinen Gott. Aber das sage ich Ihnen, wenn das, was in diesem schwarzen Büchlein steht, wahr ist, dann sind wir laziert!“

Mit großem Ernst antwortete ich: „Sie sind nicht „laziert“, Sie sind verloren! Das ist gewißlich wahr! Aber dieses Buch ist dazu da, daß wir nicht verloren bleiben, sondern gerettet werden!“

Das „Christentum“ ist letzten Endes gar keine „Weltanschauung“, sondern es ist, so wie es in der Bibel verkörpert ist, der Anruf Gottes an uns.

Und jeder hat es schon erlebt, daß dieser Anruf direkt unter seiner eigenen Nummer geschieht. Da gibt es kein Ausweichen. Dem „Gottesdienst“ kann man ausweichen; Gott nicht. Lesen wir etwa Psalm 139, 1-12, so fühlen wir als Ehrliche erschauernd; das ist kein fremdes Wort aus fremder, ferner Zeit; das ist Wahrheit, ewige Wahrheit! Das ist die Wirklichkeit meines eigenen Lebens. Ohne diese Tatsache wäre die Bibel längst veraltet und erledigt, denn kein Buch der Welt fand zu allen Zeiten solchen Widerspruch. Aber die Tatsache aller Zeiten, alles Lebens, auch meines Lebens, auch deines ist, daß die Kraft des Anrufs Gottes uns irgendwie immer wieder trifft. Ist Gott, so ist er auch der Herr über alles, und keiner kann seinem Ruf sich entziehen. In Jesus Christus aber gewinnt der Anruf Gottes die andere Seite. Nun, wenn wir ihn reden lassen zu uns, wird der Anruf zum Ruf der Gnade. Gott will, daß allen Menschen gehorht werde. Darum ruft er durch Jesus Christus, dessen Zeugnis Wahrheit ist, bewährt, erprobt an unsrerem Gewissen. Wir können ihm nicht entgehen. Wir stehen an Gräbern und spüren; Gott ruft! Wir erleben Krankheits- oder Lebensnot und spüren; Gott ruft! Wir erfahren große Freude, Bewahrung, Segen, und erkennen: Gott ruft! „Bald mit Lieben, bald mit Leiden, lauscht du, Herr, mein Gott, zu mir!“

Vielleicht kommt Gottes Ruf an uns nicht mehr oft. Gott kann auch verstummen. Es ist ein schredliches Ding um das Verstummen Gottes vor einem Menschenleben. Dann redet er einmal im Gericht. Dann ist das harte Wort da: „Zu spät! Ihr habt nicht gewollt!“

Nein, wir wollen! Wir wollen Gott hören, weil wir leben. Wir wollen ihm gehöret. Darum müssen wir ihn zuhören, wo immer er zu uns redet: Im Gottesdienst, im eigenen Leben seines Wortes, im Erleben unsrerer Tages.

Es geht nicht um „Kirche“ und menschliche Fragen und Dinge. Es geht um unser ganz persönliches Schicksal in Zeit und Ewigkeit. Gottes Anruf an uns kommt sicher. Soll es ein Gerichtsurteil werden oder wollen wir uns dem Gnadentuf öffnen? ... Land, Land, höre des Herrn Wort!

Dr. K. D. Hordy.

*

Männertgottesdienste

Die einmal Soldaten gewesen sind, kennen die Männertgottesdienste in der Garnison, in der Etappe, an der Front: da waren Männer beisammen. Hin und her bei den Kirchenältestentagungen oder Zusammenkünften des Deutschen Evangelischen Männerwerks gibt es das auch: nur Männer im Gottesdienst! Aber in unseren Gemeinden? Wie sieht das Bild unter den Gottesdienstbesuchern unserer sonntäglichen Gottesdienste aus? Ich habe das in neun Jahren meines Landpastorats im Sternberger Land und

Jetzt hier im Osten Berlins in den letzten anderthalb Jahren gesehen: aus hundert Frauen kommen etwa 30 bis 40 Männer, das ist auf dem Lande ebenso wie in der großen Stadt. Mügen anderswo die Zahlen andere sein; ich mag nur vom Eigenen berichten. Zuweilen gibt es Ausnahmen, die in örtlicher Sitte oder gegebenem zeitlichen Anlaß begründet sind. Ich kenne ein Dorf von etwa 500 Seelen, da war bei durchweg gutem Kirchenbesuch der Anteil der Männer fast ebenso groß wie derjenige der Frauen; Amtsvorsteher und Bürgermeister, Kirchenälteste, Ortsbauernführer, Kriegsoberführer und wer sonst im Dorf in Würden und Ehrenamt stand, gaben das gute Beispiel und folgten dem Brauch der Väter, und die anderen, auch die männliche Jugend, taten es ihnen nach; sie gingen in ihre Kirche. Aber sonst und auch hier in der großen Stadt: gemessen an den Zahlen der evangelischen Männer überhaupt und mit den Augen der Kinder gesehen, die in Schule und Kirche im Christentum unterwiesen werden und sich auf die Einsegnung rüsten, steht die erste Frage auf: wo bleiben die Väter, wenn sie nicht zur Kirche gehen? Was haben die jungen Männer so Wichtiges zu tun während der Gottesdienstzeit, daß soviel Plätze in den Kirchen leer bleiben?

Der Heiland war ein Mann, die Jünger waren Männer, die Märtyrer sind Männer gewesen, die Baumeister der Kirchen sind Männer, die Handwerker, die sie bauten und instandhalten, sind Männer; die Ältesten und Gemeindevorordneten sind Männer, die Steuerzahler sind Männer, die Pastoren, Kantoren, Küster und Kirchendiener sind Männer, die Väter der Kinder sind Männer, die Totengräber sind Männer. Die Evangelisten, die Missionare, die Bischöfe, die Theologen sind Männer, die Friedhofswärter, die Glockengießer, die Orgelbauer, die Kirchenmaler, die Regietungsbeamten und die Konsistorialräte sind Männer — warum also nicht einmal ausgesprochene Männergottesdienste in unsern Gemeinden? Sind etwa die Bauern und Jungbauern, die Fischer und die Kaufleute, die Bergleute und die Hofleute, die mit Pferden und Wagen und Maschinen umgehen und das Feld bestellen und die Kohle bergen, sind etwa die Gütesbeamten, die Kraftwagenführer, die Eisenbahner, die Verkehrsbeamten, die Postleute, sind das etwa keine Männer? Oder hüpfen sie etwas von ihrer Männlichkeit ein, wenn sie sich auf die Männerbänke in den Kirchen setzen und die harten und ewigen und leuchtenden Worte Gottes und das männliche Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi aus der nur von Männern geschriebenen heiligen Schrift anhören? Das Wort etwa „Wachet, siehet im Glauben, seid männlich und seid stark“, oder das andere große Wort, das zur vollkommenen Tat ruft und ganze Männer fordert: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde!“

War Luther etwa kein Mann? Und sind die allermeisten Kirchenliederdichter nicht auch Männer gewesen? Ernst Moritz Arndt kein Mann, wenn er sagt: „Der ist ein Mann, der beten kann, und Gott, dem Herrn, vertraut?“ Und die Bibeltexte, und die vielen Ausgaben des Katechismus, und die Gesangbücher, sind sie nicht von Männern erdacht, gedruckt, geheftet, gebunden und an den Mann gebracht worden? Und sind die stolzen Gedanken von Vaterland und Freiheit und Seele und Trost und Vergeltung, von Heimweh und Opfer und Treue bis an den Tod und von der Krone des ewigen Lebens nicht männliche Worte, von Männern gedacht, geschrieben und bezeugt? Und ist die Geschichte Brandenburg-Preußen-Deutschlands etwa keine Männergeschichte, weil sich ihre Träger zum Christentum hielten?

Aber zurück zu unsern Kirchengemeinden! Nach einer alten Ordnung sitzen in vielen Landgemeinden die Männer getrennt von den Frauen in der Kirche. Nur ganz selten unterbricht hier einmal jemand diese Gewohnheit; heute fällt es noch auf, morgen wird man nichts mehr dabei finden. Man kann aber, bei solcher Platztrennung, den Anteil der Geschlechter beim Gottesdienstbesuch gut übersehen. Wie erfreulich der Anblick bei der Heldengedenkfeier! Die Bänke und Winkel schwarz von Männern, die Lieder kräftig gesungen! Wenn sich das erhob bei der Liturgie: wie eine Mauer so stark und gesüßt! Wenn das Vaterunser gesprochen wurde: wie männlich und hart und wissend das kam, Wort um Wort, Bitte um Bitte! Die kurzen Gesänge in der Gottesdienstfolge: wie wurden sie wirklich gesungen, und wie nahm der Chor der Männer die Klänge der Orgel mit sich fort!

Ich denke jetzt an meine Gemeinden, die alten und ebenso die neue, die früheren im Sternberger Land und die jetzige im Berliner Osten. Wie wohl tut es, wenn sich unsere Gesichter begegnen, nicht nur auf der Straße oder in der Marschkolonnen oder bei Kundgebungen des Vaterlandes, sondern auch in der Kirche! Die wir ja alle von inwendig her miteinander verbunden sind, mehr als mancher meint oder zugeben will, durch unsere Kinder, durch Not und Größe der Zeit, durch das Schicksal der Brüder jenseits der Reichsgrenzen, durch gemeinsames Erlebnis im Krieg und Auferstehung des Vaterlandes!

Kürzlich erschien an einem Wochentag bei mir ein Mann, seiner Mundart nach ein Sachse, und bat, unsere Christustische sehen zu dürfen. Dann stand er allein in der stillen großen Kirche vor einer der sechs Heldengedenktafeln, auf denen die Namen der im Weltkrieg gefallenen Väter und Söhne den Beschauer grüßen. Dieser Mann fand darunter seinen Vaterunser, letzten Bruder seines Vaters, und es war ein gutes Wort, das er dann sagte und das ich allen weitergeben möchte: „Es hat schon etwas auf sich, das da mit der Religion der Deutschen, mit Christus und diesen mächtigen Kirchen. Man soll das nicht preisgeben.“

Kurt Rasenberger.

*

Ein Geheimrat, der betet

Von dem Chirurgen Bernhard von Langenbeck in Berlin wird wie folgt erzählt: Langenbeck hatte am Vormittag eine von ihm erfundene Methode zur Resektion der Speiseröhre und des Schlundes zum dritten Male an einem Unglücklichen ausgeführt. Diese Methode erforderte das volle Geschick eines Meisters. Der Fall sollte ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Medizin werden. Alles war auf das Beste gelungen. Langenbeck aber und die Assistenten hatten in der Ereignisfreude vergessen, der Schwester zu verbieten, dem Mann etwas zu trinken zu geben. Der entsetzliche Durst ließ den Armen den gereichten Becher in gierigen Zügen hinhunterschlingen. Die Fäden rissen sämtlich durch, die injizierende Flüssigkeit ergoß sich in den Brustraum, und der Mann starb schon am Abend. Als wir am nächsten Morgen vor dem Zimmer des Chefs mit unsern abzuliefernden Krankengeschichten antraten und anklopfen, kam unser Oberwärter, ein Drachtfel, mit Stille gebietender Bippengeste leise herausgeschlichen, schloß wieder ab und sagte flüsternd: „Herr Geheimrat hat sich eingeschlossen. Herr Geheimrat blieb hier die ganze Nacht. Er liegt vor dem Kreuzifix; er betet!“ Das Bild des Schuldgefühls verließ mich niemals.

Carl Ludwig Schleich: Besonnene Vergangenheit.

Die Arbeit der rheinischen Mission

Die Rheinische Mission unterhält nach ihrem neuesten Jahresbericht zur Zeit insgesamt 72 Missionsstationen in Afrika, Niederländisch-Indien und China. Zu diesen Stationen gehören 277 Nebenstationen. Die Missionskirchen und -Gemeinden der rheinischen Mission zählen 610 000 Gemeindeglieder. Außer den 73 ordinierten Missionaren stehen 16 Missionsärztinnen und 25 weitere europäische Hilfskräfte im Missionsdienst. Von besonderen Fortschritten berichtet die rheinische Mission aus Niederländisch-Indien. Die Batavia-Kirche auf Sumatra, die schon heute fast 400 000 Christen zählt, wächst weiter. In vielen Gemeinden sind die Gotteshäuser zu klein geworden, so daß Parallelgottesdienste abgehalten werden müssen. Die Mission hat das volle Vertrauen der Leute, so heißt es in einem Bericht. —

Die Drucke der Bibel und des Gesangbuches in der einheimischen Sprache müssen in immer neuen Auflagen hergestellt werden. Im afrikanischen Kapland steht der Zeitpunkt nahe bevor, zu dem dieses älteste Missionsgebiet der Rheinischen Mission ganz aus der Fürsorge der Missionsgesellschaft entlassen wird. Schon eine Reihe von Jahren besteht die Abmachung, daß beim Ausscheiden eines der dortigen rheinischen Missionare die reformierte Burenkirche die betreffende Gemeinde in ihre Pflege nimmt. Von besonders segensreicher Arbeit berichtet die Rheinische ärztliche Mission. Sie unterhält Krankenhäuser auf Sumatra und Nias und in Lungkun (China). 8 Ärzte, 3 Diakone und 20 Schwestern sind in den Krankenhäusern, in Hilfskrankenhäusern, in einem Ausfähigenslaz und einem Blindenheim tätig. Fast 168 000 Kranke fanden Aufnahme und Behandlung.

*

Das Gewissen

Emil Frommel erzählt: „In der hohen Faueru Oesterreichs findet man hoch oben auf den Bergen Glocken, um die sich niemand kümmert. Zwischen zwei Balken hängen sie bei schönem Wetter ruhig da. Aber wenn die Schneefürne kommen, werden sie bewegt und fangen an zu läuten. Sie weisen dann den Verirrten den Weg.“ — Ebenso erhebt das Gewissen seine warnende Stimme, sobald wir vom rechten Weg abzuweichen drohen.

R.

*

Aus der Gemeinde

Am Erntedankfest wurde im Gottesdienst Pastor Scheuer in sein Amt eingeführt. Da der Propst, zu dessen Amtspflichten die Einführung von Pastoren gehört, erkrankt war, hatte dieser mich mit der Amtshandlung betraut. Beigeordnet war dazu ferner Pastor Dr. Jensen aus Wandsbek. So fügte es sich, daß ich das Amt, das ich bisher geführt hatte, unmittelbar an meinen Nachfolger weitergeben konnte. Ich habe es gerne getan, weil ich Vertrauen zu ihm habe. Trotz allem ruht heute noch ein Fonds von Vertrauen zum Pastor in den Kirchengemeinden unseres Landes. Ich bitte die Gemeinde Wellingsbüttel, dies Vertrauen lebendig zu machen und meinem Nachfolger entgegenzubringen.

Christian Boed, Pastor i. R.

Pastor Scheuer.

Mit dem 1. Oktober habe ich mein Amt in der Kirchengemeinde Wellingsbüttel angetreten. Es war mir eine große Freude, daß mich mein Vorgänger, Herr Pastor Boed, am Erntedankfest in mein Amt einführte. Es ist mir ein Bedürfnis, ihm dafür und für die freundlichen Worte seiner Ansprache herzlich zu danken. Ich weiß mich glücklich in dem Gedanken, daß Herr Pastor Boed mir auch in Zukunft seinen Rat und seine Erfahrung zur Verfügung stellen wird. Nachdem ich nunmehr schon in manches Haus unserer Gemeinde gekommen bin, glaube ich sagen zu dürfen, daß die Gemeinde Herrn Pastor Boed für seine Aufbauarbeit großen Dank weiß.

Es ist mir eine Freude, in diese noch junge Gemeinde mit ihren reichen Arbeitsmöglichkeiten hienzu zu sein und in unserer schönen Kirche Gottes Wort verkündigen zu dürfen. Alle Mitglieder unserer Gemeinde grüße ich von Herzen. Ich kann mir nichts Schöneres wünschen, als daß ich auch in späterer Zeit dieselbe freundliche Aufnahme in den Häusern finden möchte, die mir in diesen ersten Tagen zuteil wurde. Wenn es nun eine Weile dauert, bis ich einmal in alle Häuser gekommen bin, so bitte ich um Geduld und Nachsicht.

So wollen wir unseren Weg gemeinsam gehen. Gemeinde und Pastor, und Freud und Leid miteinander teilen in gemeinsamer Beugung unter Gottes Wort.

Mittlerweile wurde ich auch zum Bevollmächtigten unserer Gemeinde ernannt und mit dem Verzicht des Bevollmächtigtenauschusses betraut. Hoffentlich können wir bald Kirchenvorstand und Kirchenverwaltung in ihr Amt einführen. Leider hat Herr Sakmann sein Amt als Bevollmächtigter niedergelegt. Auch ihm sei an dieser Stelle für seine aufopferungsvolle Tätigkeit beim Aufbau unserer Gemeinde herzlich gedankt.

Die Kirchenkasse hat vorläufig Herr C. H. Biskhoff, Hamburger Str. 104, übernommen. Er ist unter 59 66 05 telephonisch zu erreichen.

Dank mehrerer Stiftungen war es möglich, eine vorläufige Höranlage für Schwerhörige in unserer Kirche einzubauen. Es wird sich erst noch erweisen müssen, ob sie den zu stellenden Anforderungen entspricht. Wir sind für Anregungen und Verbesserungsvorschläge dankbar.

Herzlichen Dank Frau W. und Fräulein V. für Gaben zur Ausschmückung der Kirche am Erntedankfest.

Wenn dieses Blatt in die Hände der Leser kommt, werde ich aus meiner möblierten Wohnung in Poppenbüttel in meine endgültige Wohnung in Wellingsbüttel, Rehmloppel 7, 1. Stock rechts, übergeben sein. Voraussetztlich bin ich unter 59 65 93 telephonisch zu erreichen. Am sichersten bin ich am frühen Vormittag, am frühesten Nachmittag und abends anzutreffen.

Am 16. November, Ruh- und Betttag, findet im Anschluss an den Gottesdienst Beichte und Feier des heiligen Abendmahls statt.

Gottesdienst in der Lutherkirche jeden Sonntag 10 Uhr; Kindergottesdienst daselbst jeden Sonntag 11,30 Uhr. Taufen bitte ich nach Möglichkeit für die Zeit unmittelbar nach dem Gottesdienst anzumelden.

Unsere Gemeindegemeinschaft, Frau M. Lührs, ist unter 23 08 77 telephonisch zu erreichen.

Gemeinde-Blatt

für das

Kirchspiel Wellingsbüttel

Dezember

Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer!

1938

Die Erwartung soll zur Erfüllung werden!

„O Sonn geh auf! — Ohn deinen Schein
In Finsternis wir alle sein!“ —

„Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen. So laßt uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts!“

Ueber der Adventszeit liegt etwas von einer frohen Erwartung. Es handelt sich dabei nicht um eine Ueberraschung. Wir wissen ja, was kommen will. Wir sollen uns freuen an einem ewigen, von Gott geschenktem Heil. Wir wissen davon, und doch will es zu uns kommen und wir dürfen in Erwartung sein.

Es ist damit so, wie wenn wir einen lieben Besuch erwarten. Wir kennen ihn, wir haben ihn da irgendwo wohnen. Aber nun will er zu uns kommen. Wie groß kann da die Erwartung sein, obwohl es keine Ueberraschung ist. So erwartet z. B. die Frau des Seemanns ihren Mann. Sie hat ihn, und doch kommt er und muß immer wieder kommen. Vor einiger Zeit wurde bei mir eine Trauung angemeldet. Die Braut sagte mir: „Mein Verlobter fährt zur See. Ich kann daher nur sagen, daß die Hochzeit Anfang der Woche sein soll, den genauen Tag weiß ich nicht. Er kommt wohl gegen Abend an, und dann soll am nächsten Tag die Hochzeit sein.“ — Sie mußte also genau: mein Bräutigam ist da, er gehört mir zu. Aber er muß auch kommen. Und wenn er kommt, wird unser Leben neu und anders. Und nun lebte sie in Erwartung.

Das bedeutete aber nicht, daß sie nun träumerisch am Gestade des Meeres oder am Bollwerk des Hafens saß und in süßer Verjunkenheit hinausschaute auf die weite Fläche, ob nicht am Horizont nun das Glücksschiff auf-

tauchte. — o nein, — sie rüstete sich auf diesen Tag. Das Neue in ihrem Leben hatte schon seinen Anfang genommen.

So ist es auch, wenn wir Christen Advent feiern und an den Lebendigen, wirklichen Herrn Jesus Christus denken. Wir wissen dann: er ist nicht nur ein Traum oder ein philosophischer Gedanke, den wir aus irgendwelchen Gründen und Bedürfnissen nicht gut entbehren könnten. Nein, er ist wirklich, und er hat das bewiesen und will zu uns gehören, und wir dürfen zu ihm gehören. Und darum dürfen wir immer wieder in froher Erwartung sein.

Davon sagt uns die Adventszeit. Sie sagt uns aber auch, welche Bewegung über uns kommt oder kommen sollte. „Weil wir solches wissen“, — sagt der Apokal, — „muß auch etwas geschehen bei uns“. Wir können ein solches Geschenk, solche „Güte Gottes“ doch nicht aufnehmen, wie ein Zimmer einen lieben Menschen aufnimmt. Es selbst weiß nichts davon.

Vor Jahrzehnten las ich zwei Zeilen aus einem Gedicht, die ich seitdem nicht vergessen habe. Es war die Rede von einem metallenen Knäuf, und dann hieß es:

„Darauf wirft die Sonne ihre Strahlen voll Licht.
Sie verguldet ihn mit, doch erwärmt sie ihn nicht.“ —

Wenn wir aber zu Advent singen:

„O klare Sonn, du schöner Stern,
Dich wollten wir anschauen gern!
O Sonn geh auf! — Ohn deinen Schein
In Finsternis wir alle sein.“

Dann verstehen wir, daß etwas mit uns geschehen soll. Wir sollen nicht mehr die Alten bleiben. Wenn die Stunde da ist, wo das Evangelium von Jesus Christus uns grüßt, sehen wir vor großen Möglichkeiten. Laßt uns die Christusstunden in unserem Leben nicht veräußen!

Georg Christianen.

Der menschenfindende Gott

Zum 1. Advent

„Dem unbekanntem Gott“ widmeten einst die Athener zur Zeit des Apostels Paulus einen Altar. Das war ein Ausdruck des Sehns und Suchens ihres Herzens, aber auch des Unbefriedigtseins mit der überkommenen Religion, des Gefühls, daß ihre herrlichen Göttergestalten doch gar zu sehr nach ihrem eigenen Bilde geschaffen waren. Ihnen verkündigte der Apostel die unerhörte Botschaft, daß Gott für uns Menschen nicht mehr nur der große Unbekannte sein wolle, sondern in seinem Sohn sich selbst und sein Wesen der Welt geoffenbart habe. Gott ist gekommen, die Menschen zu suchen; in Jesus Christus spricht er: Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Das ist die frohe Botschaft des Advents: Gott kommt zu uns, er sucht uns. Nicht mehr brauchen wir ihn zu suchen, wir sollen uns nur von ihm finden lassen.

Fast 2000 Jahre sind vergangen, seit in Jesus Christus der menschenfindende Gott voll Liebe und Erbarmen über die Erde ging. Die Zahl der Menschen ist heute groß, die das Wort Gott und auch Christus ablehnen. Und groß ist die Menge derer, die wieder dem unbekanntem Gott Altäre bauen, die gerade stolz darauf zu sein scheinen, gottsuchende Menschen zu sein. Sie wissen sehr viel zu sagen über das Dank- und Rätselhafte in unserem Leben, über das Schicksal und über die Unergründlichkeit Gottes. Sie sagen, sie könnten nicht glauben, daß in dem einen Menschen Jesus Gott wirklich zu uns gekommen ist.

Ist es nicht wahr, was ein Dichter und Denker unserer Zeit gesagt hat: Es sei eigentlich bequem und verpflichtete zu nichts, wenn man sich vor dem unbedingten Anspruch Jesu in die Relativität der Religionen flüchte? Wie, wenn es so wäre, daß wir Menschen eben deshalb lieber ewige Gottsucher sind, weil wir das gern finden möchten, was uns gefällt, und weil der Gott, der in Jesus zu uns kommt, eben nicht nach unseres Herzens Wünschen aussteht? Es könnte ja sein, daß wir Menschen immer auf falsche Wege geraten müssen, wenn wir allein Gott suchen gehen. Wie viele von denen, die weiter in der Irre gehen, haben je einmal den Versuch gemacht, sich der Führung dessen anzuvertrauen, der sagt: Ich bin der Weg, und uns doch damit zugleich sagt: Ihr könnt den Weg nicht finden?

Advent steht wieder vor der Tür und damit die Frage: Willst du dich von dem Gott finden lassen, der dich in Jesus sucht, willst du seiner Führung folgen — oder willst du dich weiter verirren im Labyrinth deines Herzens? Die Botschaft vom dem menschenfindenden Gott ist auch zu unserer Volke gekommen; er klopf noch immer an. Wir können ihm auch entfliehen, wir können ihn hinauswerfen. Aber hat nicht ein Dichter unserer Zeit recht, wenn er geschrieben hat: „Es hilft uns nichts, wir sind Gefangene der Botschaft Christi und der geistigen Welt, die von ihr geschaffen wurde. Wir haben die Wahl zwischen zweierlei Formen der Gefangenschaft. Wir können gefangen sein im brennenden Messiasbunde, das wir in schreitender Verzweiflung oergeblich von uns zu reißen trachten. Und wir können gefangen sein wie das Kind, das in den Liebesarmen und an den Liebesbrüsten einer zum Unendlichen nährenden Mutter gefangen liegt?“

R. B.

Wisch' aus dem Aug' die Tränen und blicke auf, der Herr ist nah! Der unserer Seele tiefstes Sehnen allein kann stillen, er ist da.

Samuel Schmid.

Zur Geschichte des Weihnachtsfestes

Entnommen dem Buch „Geboren von der Jungfrau Maria“. Warum die Kirche Weihnachten feiert. Herausgegeben von August de Haas, erschienen im Stiftungsvorlag, Potsdam.

Im Streit der Meinungen um den Sinn der Weihnacht für uns Deutsche ist auch die Frage nach der geschichtlichen Entstehung des Weihnachtsfestes wieder in den Blickpunkt gerückt. Man sagt uns, die Weihnacht sei nichts anderes als eine Verchristlichung und Verkirchlichung des alten Sonnenwendfestes unserer Vorfahren germanischer Herkunft.

Die Kirche hat selbst einen langen Weg gehen müssen, ehe für sie die Weihnachtsfeier gemeinamer Besitz wurde. Freilich hat man schon im 2. Jahrhundert Rechenkünfte angestellt, wann der Geburtstag des Christus sei. Man hat die verschiedenen Daten errechnet, den 2. April, den 19. und 20. April, den 20. und 21. Mai, den 17. November und den 25. Dezember. Der letztere Tag wurde errechnet vom 25. März her, der nach römischer Sitte Frühlingsanfang und das Datum der Welterschöpfung sein soll. Gefeiert worden ist der Geburtstag des Heilandes in Aegypten schon um 300 am 6. Januar und gegen Mitte des 4. Jahrhunderts am 25. Dezember in Rom. Er hat also seine Herkunft weder vom jüdischen Tempelweihfest und erst recht nicht von den Sonnenwendfesten und Zulfeiern der nordischen Völker.

Am 25. Dezember feierte Rom in dem damals blühenden Kultus das Fest des sol invictus, der unsiegtren Sonne. Dieser Feier gegenüber erhebt die christliche Gemeinde ihr Fest des Christus, von dem sie sagt, daß er sol mundi, die Sonne der Welt sei.

Die christliche Kirche wußte, daß in Christus das Licht in die Welt gekommen, das die Heiden erleuchtet und das alle Finsternis überwunden hat, das Licht, das nicht untergeht, wie die Sonne am Abend versinkt. Und die Kraft des ihr geschenkten Glaubens hat aus dem alten römischen Fest das große Fest der Geburt des Weltenheilandes werden lassen.

Die Kraft dieses Festes war auch so stark, daß die konfessionellen Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland hier überwunden wurden. In der Mitte des 5. Jahrhunderts feiert man den 25. Dezember in Jerusalem und Konstantinopel genau so wie in Rom und allen dem römischen Stuhl angehörigen Gemeinden. Längst ehe die germanischen Völker sich dem Christentum zuwandten, ist das Fest der Heiligen Nacht eins der großen Feste, die die Christenheit feierte, ein Fest, das sie in ganz besonderer Weise zu gestalten sich wußte. Es ist nicht so, als ob das bestehende germanische Fest, das am 21. Dezember gefeiert wurde, von der Christenheit umgestaltet worden sei, um es zu zerstören, sondern die christliche Feier der Geburt des Herrn hat die in ihrem alten Glauben schwankend gewordenen Germanen von ihrem Zufest losgelöst. Und je stärker sie in der christlichen Gemeinde Wurzel faßten, um so mehr haben sie selbst geholt, dies Fest schließlich zu der deutschen Weihnacht werden zu lassen, die auch heute ihren wirklichen Sinn uns nur erschließt, wenn sie eine Feier der Geburt unseres Heilandes Jesu Christi bleibt.

Advent in Bethel

(Erzählt von einem langjährigen Kranken der v. Bodelschwing'schen Anstalten in Bethel bei Bielefeld.)

Wenn man draußen in der Welt nicht ohne einen Kalender auskommen könnte, um die einzelnen Festzeiten im Jahre zu bestimmen, bei uns in Bethel käme man ohne Kalender aus! Wer einige Jahre hier gelebt hat, der sieht an den Mitmenschen und an den Vorgängen in unserer Anstalt, in welcher Jahreszeit er sich befindet. In der letzten Hälfte des Herbstes nach Dinstag und Totensonntag kann man deutlich merken, daß die Kranken und Gesunden von Bethel sich auf etwas vorbereiten. Es wird Advent!

Ich bin schon ziemlich früh aufgestanden und stehe an offenen Fenster des Schlaftaals. Ich warte auf den Choral, der sonn- und wochentags vom Dach des Brüderrhauses herunter tönt, gespielt vom Posautenchor. Einige Minuten noch und schon sehe ich die blank gepussten Hörner aufblitzen. Und nun erklingt nachweil der Choral: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit . . .“ Da wird's mir auf einmal ganz klar, daß Advent ist. Während ich so stehe und wünsche, geht im Hause die Klingel, die uns zum Morgenkaffee ruft. Aus allen Stationen strömt es nun herbei in den Speisesaal. Die Vorhänge sind ausgezogen, um dem Tageslicht zu wehren. Am so heller leuchten die vielen Kerzen. An der Decke des Saales hängen zwei große, aus Tannenzweigen gebundene Adventskränze. Von den vier Kerzen, die sie tragen, ist je eine angezündet. Nun aber erst die Tische! Jeder hat an seinem Platz ein Licht stehen und davor einen Adventspruch. Alles ist mit Tannenzweigen ausgeschmückt. Der Hausvater gibt das Lied an und nochmals schallt es laut und kräftig empor: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit . . .“ Dann spricht der Hausvater das Tischgebet und vertreibt eine kurze Andacht, die der Adventszeit angepaßt ist. Nun folgt der Morgenkaffee. Eine Viertelstunde später rufen die Glocken zum Frühgottesdienst. Ich selbst will den 10-Uhr-Gottesdienst besuchen. Während der noch verbleibenden freien Zeit gehe ich auf unserer großen Veranda auf und ab. Da tönt es auf einmal vom großen Dach der Bräuterei, gespielt vom Posautenchor, herüber:

Leise rieselt der Schnee,
Still und starr ruht der See.
Weihnachtlich glänzet der Wald,
Freue dich, Christkind komme bald!

Leise singe ich alle drei Verse mit. Dabei schweift mein Auge über die Gärten und Häuser. So richtiges Wetter zum 1. Advent! Der Reif liegt auf den Ästen der kahlen Bäume, auf Dächern und Laternen. Und nun ertönen wieder die Glocken der Zionkirche, die zum Hauptgottesdienst rufen. Von allen Seiten strömen die Menschen herbei, auf allen Gesichtern liegt eine heimliche Freude. Der Altar in der Kirche ist mit leuchtenden Transparenten geschmückt. Und dann stimmen Orgel und Gemeinde an: „Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir?“ Bethel hat eine sehr reiche Liturgie, aber heute kommt noch das große Hosanna im Wechsel von zwei Chören gesungen hinzu. Man wird dabei an die Zeiten erinnert, als unser Heiland unter Jubelgesang in Jerusalem einzog.

Nach dem Gottesdienst geht es dann fröhlich wieder heim. Und nun könnte mancher meinen, jetzt ist's vorbei, alles geht wieder seinen Gang wie sonst. Das ist aber nicht der Fall. Fast jeder hat den Ruf gehört: „Christkind komme bald!“ Alle Hände in Bethel regen sich in fröhlicher Arbeit. An meiner Arbeitsstätte merke ich es

zuerst. Immer wieder kommen neue Bestellungen auf Weihnachtsschriften. Am meisten merkt man aber etwas von der Adventszeit, wenn man in unsere Anstaltshäuser tritt. Komme ich da in ein Haus kranker Frauen. Die lebhaften Stimmen verstummen bei meinem Eintritt, eilig verschwindet alles vom Tisch. Endlich erhebt sich eine der Damen und begrüßt mich freundlich: „Ach, entschuldigen Sie vielmals, wir haben uns alle hier so erschrocken, als Sie eintraten, denn wir dachten, Schwester L. käme herein, und wir sind gerade dabei, ein Weihnachtsgeschenk für sie zu machen, und das soll sie doch jetzt noch nicht sehen.“ „Ja“, antwortete ich lachend, „das passiert mir jetzt in der Adventszeit oft, daß ich Menschen durch mein plötzliches Kommen bei ihrer Arbeit erschrecke.“ So geht es in der Adventszeit aber nicht nur in einem Hause, nein, in allen Häusern regen sich müde und franke Hände, um zu Weihnachten wenigstens einem Menschen eine Freude zu bereiten. Bei all diesen Arbeiten erklingen dann die schönen, alten deutschen Weihnachtslieder. Ich habe noch nirgends soviel Vorfreude auf das Weihnachtstfest gesehen, wie bei den Kranken hier in unserer Anstalt Bethel. Dabei soll nicht das Äußere für uns die Hauptsache der Freude sein, nein, daß Christus zu uns auf die Erde gekommen ist und seinen Lebens- und Leidensweg antrat bis hin nach Golgatha, wo er für unsere Sünden starb, das soll der Grund unserer Freude sein. Wäcchten wir doch alle von Herzen einstimmen in das Weihnachtslied:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Christ ist erschienen,
Uns zu versöhnen,
Freue dich, o Christenheit! P. St.

Bis Weihnachten kommt

In den Wochen vor Weihnachten wanderte ich einmal durch eins unserer Häuser in Bethel. Da fand ich ein kleines, krankes Mädchen, das mit vergnügtem Gesicht aufrecht in seinem Bette saß. Als ich zu ihm kam, rief es mir schon von weitem zu: „Onkel Pastor, ich weiß ein Geheimnis!“ „So“, sagte ich, „was ist das denn für ein Geheimnis?“ „Ja“, sagte es, „du mußt mir erst fünf Pfennige schenken, dann sage ich es dir.“ Dabei guckte es mich so schelmisch und zuversichtlich an, daß ich nicht anders konnte, als seine Bitte erfüllen. Ich legte also ein Fünfpfennigstück vor ihm auf die Bettdecke: „Nun laß mich dein Geheimnis wissen.“ Da faltete die Kleine andächtig ihre Hände und sagte nur diese Worte: „Advent — Advent — Advent — Advent — Weihnachten!“ Zuerst mußte ich lachen und denken: Kind, dafür hätte ich nicht fünf Pfennige zu bezahlen brauchen. Das weiß ich selber. Nach vier Adventsontagen kommt Weihnachten. Aber dann blieb der Klang der Kinderstimme in meinem Ohr und Herz hängen: „Advent — Advent — Advent — Advent — Weihnachten!“ Es war, wie wenn eine große Glocke läutete, und ihre vier letzten Schläge klingen feierlich durch die schweigende Stille; und dann fällt plötzlich die Orgel ein mit einem stöhnlichen Jubel. Es war, wie wenn jemand im Dunkeln langsam eine Treppe hinaufsteigt, eine Stufe nach der andern; und plötzlich, wie er oben ist, springt vor ihm eine Tür auf, und alles wird hell. Das kleine Mädchen ahnte, was das Geheimnis der Adventszeit ist: Warten und Wandern, Wandern und Warten, bis Weihnachten kommt.

F. von Bodelschwingh.

100 Stück je 8 Pfg. und Porto. Zu beziehen von H. B. Wolke & Co. m. B., Bielefeld in Bielefeld

Weihnachtsgrausamkeiten

Wie? Weihnachtsgrausamkeiten in der Zeit, wo alles Freude und Frieden atmet? Weihnachtsgrausamkeiten? So unglaublich es klingt, es machen sich viele Menschen unbewußt solcher Weihnachtsgrausamkeiten schuldig.

Da ist ein kleiner Handwerker. Er hat sich abgemüht, um für Weihnachten allerlei schöne Verkaufsgegenstände herzustellen, und nun wartet er auf die Käufer. Aber alles läuft in das Warenhaus, das in der Nähe liegt. An seinem kleinen Laden geht man achtlos vorüber, und er hat so schwer mit der Existenz zu ringen. Weihnachtsgrausamkeiten.

Da sind die Kaufleute in der kleinen Stadt. Sie haben sich viele Sachen zu Weihnachten kommen lassen. Aber sie sehen, daß viele in die größere Stadt fahren und dann mit Weihnachtspaketen schwer beladen heimkehren. Man hätte die Sachen meistens ebenso gut und billig bei dem Kaufmann in der kleineren Stadt erhalten können. Weihnachtsgrausamkeiten.

Und endlich. Manche kaufen so allerlei ein. Aber sie bezahlen nicht bar, und die Handwerker oder Kaufleute wagen nicht zu fragen, wie nötig sie Geld haben. Sie müssen warten und immer wieder warten. Aber jene leben gedankenlos dahin, es hat ja noch Zeit mit dem Bezahlen. Weihnachtsgrausamkeiten. — Wie aber wollen uns nicht solcher Weihnachtsgrausamkeiten schuldig machen.

Advent

Der erste Januar sagt dir vom „Altwerden“, der erste Advent vom „Jungbleiben“. Wer Gnade hat, hat auch den Jungbrunnen, aus welchem unser innerlicher Mensch, derweil der äußere verweht, von Tag zu Tag erneuert wird. Darum soll man überhaupt keinen Christenmenschen fragen: „Wie alt bist du schon?“ Sondern: „Wie jung bist du noch?“
E. F r o m m e l.

Aus der Gemeinde

Gottesdienst in der Lutherkirche jeden Sonntag 10 Uhr; Kindergottesdienst daselbst jeden Sonntag 11,30 Uhr.

Tausen bitte ich nach Möglichkeit für die Zeit unmittelbar nach dem Gottesdienst anzumelden.

Am 23. Dezember, nachmittags 4 Uhr, findet in der Lutherkirche die Weihnachtsfeier für die am Kindergottesdienst teilnehmenden Kinder in herkömmlicher Weise statt. Alle Kinder und ihre Eltern sind herzlich dazu eingeladen.

Am 24. Dezember feiern wir nachmittags 4 Uhr in der Lutherkirche **Christvoelper**. An den beiden Weihnachtsfeiertagen beginnt der Gottesdienst wie immer 10 Uhr, ebenso am Neujahrstage.

Am **Altjahrsabend** wollen wir nachmittags 6 Uhr in der Lutherkirche eine Stunde stiller Einsicht halten. Im Anschluß an den Gottesdienst findet Besicht und Feier des Heiligen Abendmahles statt.

Zum 1. Oktober ist Fräulein Ursula Niebuhr endgültig in die Organisten- und Kantorenstelle an unserer Kirche hernüber worden. Möge Gott ihr stets Kraft und Freudigkeit zu ihrem schönen Amte schenken!

Unserer bisherigen Chorleiterin, Frau B. Wihand, ist die Gemeinde für ihre hingebungsvolle Tätigkeit zu großem Dank verpflichtet. Es ist ihr Verdienst, daß ein wenn auch kleiner, so doch leistungsfähiger Chor in manchem Gottesdienst unserer Gemeinde Gott zu Lob singen konnte.

In diesen Tagen vor einem Jahre, am 1. Advent, wurde unsere Kirche eingeweiht; am 4. Advent erklangen zum ersten Male unsere Glocken. Manchem ist unsere Lutherkirche seitdem lieb und vertraut geworden, aber wir können nicht aufhören, zu mahnen: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Es wäre schön, wenn die Weihnachtstage unserer Lutherkirche neue Besucher zührten, die aus Festtagsbesuchern zu Ständigen würden!

Ich wohne nunmehr endgültig Rehmstoppel 7 und hinunter 59 65 8 fernmündlich zu erreichen. Am liebsten bin ich am frühen Vormittag, am frühen Nachmittag und abends anzutreffen. Jederzeit bin ich gern bereit, in die Häuser von Alten und Kranken zu Abendmahlsfeiern zu kommen.

Am Sonntag, dem 6. November, fand in der Lutherkirche abends eine gutbesuchte liturgische Abendmuß zu Feier des Reformationsfestes statt. Verbunden durch Schriftworte und Gebet erklangen Orgel- und Chorwerke alter Meister und zeitgenössischer Komponisten. Unter der Leitung von Adolf Detel sang der Hohenlustchor, dem wir zu großem Dank verpflichtet sind, von Heinrich Schütz, dem Altmeister lutherischer Kirchenmusik im 17. Jahrhundert, „Lob und Preis sei Gott dem Vater“, „Von Gott will ich nicht lassen“ und den Abendgesang für Orgel und vierstimmigen Chor „Nun will ich scheiden Nacht und Tag“. Von Johann Sebastian Bach hörten wir die Fuge h-moll (Orgel) und „Jesus, meine Freude“. Orgelchoral und Motette für fünfstimmigen Chor. Es ist ein Zeichen renerwachenden Lebens in der deutschen lutherischen Christenheit, daß sie nach langer Pause wieder Kirchenmusiker hervorbringt, die wissen, daß echte Kirchenmusik Verkündigung des Wortes Gottes, der frohen Botschaft ist so gut wie die Predigt. Die zeitgenössische Kirchenmusik kam in Walter Krafts (geb. 1905) Motette für vierstimmigen Chor „Man singt mit Freuden vom Segn“ und in dem Choral für fünfstimmigen Frauen- und fünfstimmigen Männerchor „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ zu ihrem Recht. Zum Beginn hörten wir eine Kantate für Orgel von Max Brückner (geb. 1891). Alle Orgelstücke spielte unsere Organistin, Fräulein Niebuhr. In dankbarer Ergreiftheit ließ sich die Gemeinde die musikalische Verkündigung ins Herz singen und spielen.

Am 14. Dezember, abends 8 Uhr, findet in der Lutherkirche eine

liturgische Feier

mit alten Advents- und Weihnachtsliedern in neuen Säken statt. Unter der Leitung von Fräulein Niebuhr wirkten unser Kirchenchor und der neugebildete Kinderchor mit Instrumenten mit. Der Eintritt ist frei. Die Gemeinde ist herzlich eingeladen.

Mit herzlichem Dank quittiert werden folgende Gaben für die Gemeindeglieder: **Taufdank** M. 3, G. 11,75, K. 1,77 RM.; **Traubdank** O. 5 RM.; für die Heidenmission von Ungenannt 2 RM.

Allen Gemeindegliedern wünsche ich ein frohes Weihnachtsfest und ein gesegnetes Neues Jahr!

Pastor Schuer.